5

Bl5
10321
59

Ueber das

Publicum

Briefe

an einige Glieder

desselben

von

Friedrich Just Riedel

Jena

bey Christian Henrich Cuno 1768.

BIBLIOTHEK COBURG

Dem Hochwürdigen und ReichsFreyhoch-
wohlgebohrnen Freyherrn

Herrn

Carl Wilhelm Joseph
Adam

des Heil. Röm. Reichs Freyherrn von

Breidenbach
zu Bürresheim

Sr Churfürstl. Gnaden zu Maynz hochbetrautem
GeheimenRathe und Statthalter zu Erfurt

meinem gnädigen Herrn

Hochwürdiger und ReichsFreyhoch-
wohlgebohrner Herr Statthalter!

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwürden und Gnaden auch Hochreichsfreyherrlichen Excellenz sey diese Schrift gewidmet, als ein Zeichen meiner unterthänigen Ehr-

furcht und einer Dankbarkeit, die keine Gränzen hat. Das Buch gehet zurück nach seinem Ursprunge; denn es ist in den glücklichen Tagen entstanden, die ich unter dem Schutze Ewr Excellenz dahin lebe.

Dies wenige, was ich bringe, lege ich zu der Menge der Opfer, die von allen rechtschaffenen Bürgern dem Schutzgotte unserer Musen, dem Wiederhersteller ihres Tempels geweiht werden. Von dieser Seite sind Hochdieselben, Gnädiger Herr, das Augenmerk von ganz Deutschland; und wenn auch der Fremdling an der Donau und an der Elbe den Wissen-

schaften Glück zu einem solchen Erhalter wünschet, was sollen wir da thun, die wir den Mäcen in der Nähe mit ehrfurchtsvollen Augen betrachten und durch die Würkungen seiner Gnade glücklich werden? Wir sollen schweigen; denn die stärksten Ausdrücke sind für unsere Empfindung zu schwach!

Durch den glänzenden Namen, welcher dieser Schrift vorgesetzt ist, wird sie für die wichtig werden, für die sie es weder durch den Inhalt, noch durch die Ausführung ist. Ich zittere aber für ihr Schicksal, wenn ich bedenke, daß der Erhabene Herr, dem sie geweiht ist, selbst die schärfsten Ein-

sichten besitzet, um über sie zu urtheilen. Ich empfehle sie Ewr Excellenz herablassenden Gnade und, wenn sie nicht ganz unwürdig derselben befunden wird, HochDero gnädigem Schutze,

Ew. Hochwürden und Gnaden
auch
Hochreichsfreyherrlichen Excellenz

Erfurt
am 24ten September
1768.

unterthäniger Diener
Friedrich Just Riedel.

Vorrede.

Ich schickte den ersten Theil von der Theorie der Künste in die Welt, um sie zu fragen, ob sie die zween folgenden lesen wollte. Noch habe ich nicht alle Stimmen

gesammelt; und bis dahin mag das Buch immer ein unvollendetes Werk bleiben.

Um unterdeßen nicht müßig zu seyn, schrieb ich diese Briefe, die zur Erläuterung, Verbeßerung und Ergänzung der allgemeinen Grundsätze der Critik im ersten Theile der Theorie dienen sollen. Vielleicht darf ich sie nicht einmahl Briefe nennen; es sind Abhandlungen, an deren Spitze ein: Mein Herr, stehet und zu welchen Herr **Bodmer** die erste Veranlaßung gab. Dieser Herr Bodmer ist nicht derjenige, wel-

cher zuerst den Geschmack auf richtige Grund-sätze bauete und die Gottschedische Schule zerstören half; nicht der Verfaßer der kritischen Abhandlungen und der Discurse der Mahler; sondern ein anderer, welcher im Jahre 1768 durch eine ungereimte Parodie des Atreus seinen schlechten politischen Schauspielen, und durch eine feuerspeyende Vorrede einigen vergeßenen Critiken der Schweizer von neuem Leser und Käufer verschaffen wollte. Die Verdienste des ersten zu ehren, ist mir eine Pflicht; aber auch sey es mir erlaubt, den Muthwillen

des letztern zuweilen durch einen neuen Muthwillen zu züchtigen, und mit ihm in seinem eigenen Tone zu reden. Will er es Rache nennen, so mag es seyn; ich nehme sie im Namen meiner Freunde, der Herren Klotz, Weiße, Schmid und anderer, denen er, ohne gegebene Veranlaßung von ihrer Seite, auf das ungesitteste begegnet.

Aus meinem Dübos hatte ich gelernet, daß der Werth einer Schrift durch die Stimme des Publicum zu entscheiden sey. Von allen Seiten tönte mir das Wort

Publicum in die Ohren und ich hörte unserm lieben deutschem Publicum so viele wunderliche Dinge nachsagen, daß ich fast noch wunderlichere Begriffe davon bekommen hätte. Der Eine lobt es, weil er glaubt, daß es ihn gelobt habe; der zweete tadelt es, weil es ihn nicht loben wollte; ein dritter weiß nicht, wo es ist, und der vierte fängt an zu zweifeln, ob es auch sey. Ich gieng aus, es zu suchen, und fand auf dem Wege noch allerhand Dinge, die ich nicht gesucht hatte.

Es dünkte mir unbillig zu seyn, unser Publicum nach dem griechischen, römischen, oder brittischen zu beurtheilen. Bey solchen Vergleichungen müßen wir allemal verlieren, und wer berechtiget uns denn dazu, wenn der Geschmack mehrerer Nationen verschieden seyn kan, ohne daß die eine, oder die andere Unrecht hätte? Dieser Ausspruch war zu beweisen; und ich glaube den Beweis in den vier ersten Briefen geführt zu haben, zu welchen der fünfte ein Corollarium ist. Der sechste enthält einige Beyspiele aus der Geschichte der Satire

tire und Laune; und in den übrigen ist die Anwendung auf die Litteratur der Deutschen, ihre Critik, und ihr Publicum selbst. Zu den Männern, welchen diese Briefe gewidmet sind und die ich für das Publicum halte, was mich beurtheilen soll, rechne ich noch die Herren Leßing, Heyne, Dusch und andere, die ich deswegen, weil ich sie nicht nenne, von der Zahl meiner Richter nicht ausschließen will.

Vorrede.

Der Entfernung des Druckorts und der Unleserlichkeit meiner Handschrift sind die vielen Druckfehler zuzuschreiben, von welchen ich einige am Ende angezeigt habe.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Brief an Herrn Weiße.

Höfliche Grobheiten für Herrn Bodmer S. 3 ff.
Ob die GeschmacksRegeln unveränderlich sind? S. 5 ff.
Verschiedene Methoden, Gesetze für die Kunst zu finden S. 7.
Aristotelische Methode S. 7.
Baumgartensche S. 8.
Homische S. 8.
Auf welchem Wege man unveränderliche Regeln finden könne? S. 9.
Nicht auf dem Aristotelischen S. 9. ff.
Nicht auf dem Baumgartenschen S. 12. ff.
(Beyläufige Vollmacht für die Aesthetiker) S. 14.
Nicht auf dem Homischen S. 16.
Conclusion aus obigen Prämißen S. 17 f.

)( )(Zwey-

Inhalt.

Zweyter Brief an Herrn Flögel.

Der Geschmack ist also veränderlich S. 22.
Nach der Verschiedenheit der Nationen S. 23.
(Ideal einer Dichtkunst für die Deutschen) S. 26.
Nach der Verschiedenheit der Zeiten S. 27.
Selbst nach der Verschiedenheit der Menschen S. 29.
Etwas für einen gewißen Herrn Dtsch S. 31.
Beschluß in forma. S. 32.

Dritter Brief an Herrn Moses Mendelssohn.

Wer Herr Christian Ziegra sey S. 35.
Wer der Antikritikus sey Eben daselbst.
Untersuchung der Idee von der Schönheit S. 36. ff.
Die Schönheit ist subjektivischer Natur S. 37 ff.
Fast wie die Idee vom Guten und Bösen S. 39.
Ein jeder mag sein Steckenpferd reiten S. 40.

Da:

Inhalt.

Dawider wird protestirt S. 41.
Und auf die Protestation geantwortet S. 42.
Der Verfaßer kömmt zu sich selbst und lenkt ein S. 45.
Er baut wieder, nachdem er eingerißen hat. S. 48.
Iam dic de tribus capellis. S. 50.
Allgemeiner Geschmack der Menschheit. S. 50 ff.
Besonderer Geschmack und besondere Regeln S. 52.
Unrichtiger Geschmack. S. 53.
Erbauliche Nutzanwendung S. 54 ff.
S. D. G. S. 60.

Vierter Brief

an Herrn Wieland.

Einige Stellen aus dem Idris und Don Sylvio, die der Verleger aber auch mit bezahlen muß. S. 63 ff.
Widerlegung des Coeffeurs Beaumont S. 70 f.
Verschiedenheit des Geschmacks wegen des Unterschieds der Bedürfnisse S. 71.
Desgleichen in Absicht auf das sittliche Ideal S. 72.

auf das Clima, S. 74.
auf die Mode, S. 75.
auf die Homogeneität, (ein Wort, welches der geneigte Leser sich nach Belieben erklären mag) S. 78.
auf den Endzweck S. 79.
Fragment über das Costume S. 80 ff.
Vademecum für gewiße Kunstrichter S. 83.
Leben Sie wohl! S. 86.

Fünfter Brief an Herrn Jacobi.

Laus autoris S. 89.
Transitus S. 91.
Von der Kunst, sich in fremde Aussichten zu versetzen Eben daselbst.
Der Dichter denkt sich in fremde Länder S. 92.
in die erdichtete Welt S. 94.
(oft nur um zu spotten) S. 96.

in würkliche Begebenheiten des Alterthums S. 97.
in fremde Sentimens Eben daselbst.
in die Nachwelt S. 99.
Ihr Kunstrichter gehet hin und thuet desglei-
chen! S. 100 ff.

Sechster Brief
an den Herrn GeheimenRath Klotz.

Beweiß, daß der Verfaßer auch reimen könne S. 107.
GeschichtsKlitterung der Satire. S. 108.
Sokratische Laune S. 111.
Diogenes Eben daselbst.
Aristipp S. 112.
Petronius S. 113.
Apulejus)
Lucian) S. 114.
Julian)
Doctor Rabelais S. 115.

Inhalt.

Cervantes S. 116.

Freund Buttler S. 117.

Decanus Swift S. 118.

Steckenpferd Sterne Eben daselbst.

Fielding S. 119.

Hans Lafontäne S. 120.

Voltäre Eben daselbst.

Liscow, Rabener, Wieland, Möser, von Thümmel, Hermes S. 121.

Moscherosch S. 122.

Schupp, Seelsorger zu Hamburg, S. 123.

Zwote Art der Satire Eben daselbst.

Lucilius, Horaz, Persius. Eben daselbst.

Juvenal S. 124.

Boileau Eben daselbst.

Regnier S. 125.

Pope und Churchill Eben daselbst.

Ra=

Inhalt.

Rachel, Caniz, Haller, Löwen und die Epigrammatisten, alle im Torso S. 126.

Dritte Gattung der Satire. S. 127.

Homer Eben daselbst.

Tassoni S. 128.

Boileau S. 129.

Pope, Zachariä, Dusch Eben daselbst.

Vierte Gattung der Satire Eben daselbst.

Kurze Defension des Inquisiten Aristophanes S. 130.

Seitenblick auf den Menander S. 131.

Plautus und Terenz S. 132.

Moliere, Shakspear u. s. w. S. 133.

Vertheidigung Hanswursts, Grosvater Scapins und Vetter Falstaffs S. 134.

Gellert, Schlegel, Weiße, Leßing, Löwen Eben das.

Inhalt.

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath Kästner.

Aeltester Zustand der deutschen Dichtkunst S. 139. ff.

Minnesinger S. 145.

Meistersänger S. 147.

Eine ausgestrichene Stelle von den Kirchenliedern S. 148.

Opitz S. 149.

Gryphius, Rist, Flemming, Tscherning S. 150.

Hofmannswaldau Eben daselbst.

Mühlpfort, Lohenstein S. 151.

Fruchtbringende Gesellschaft und andere S. 153.

Weise, Talander, Menantes Eben daselbst.

Rachel, Logau, Wernicke, Caniz, Günther S. 154.

Morhof, Menke, Neumeister, Neukirch,

Pietsch,

Inhalt.

Pietsch, Richey, Wichmann, Brokes S. 155.

Beßer, König S. 156.

Bodmers erster Auftritt. S. 157.

desgleichen Gottscheds S. 158.

Husarenkrieg Gottscheds Hallbauers und Fabricius unter einander Eben daselbst.

Haller und Hagedorn S. 159.

Fernere Bemühungen der Schweizer Eben daselbst.

Bruch zwischen ihnen und Gottscheden S. 160.

Gelegenheiten dazu S. 161.

Belustigung des V. und W. S. 162.

Satiren von Rost und Liscow. S. 163.

Gottscheds Fall. S. 164.

Lange, Gleim und Uz S. 165.

Klop:

Inhalt.

Klopstock Eben daselbst

Dichter, die zu keiner Sekte gehören S. 166.

Wielands Genie wird gepriesen S. 167.

Baumgartensche LitteraturSchule S. 168.

Eine Lücke im Mscrpte S. 169.

Und hiermit Gott befohlen! S. 170.

Achter Brief

an Herrn Nicolai.

Der Verfaßer lobt sich ein wenig S. 173.

Quellen, aus welchen der Zustand der Litteratur zu bestimmen. S. 174.

Meßcatalogus S. 175.

das Mechanische der Buchhandlung S. 176.

die

die Journale Eben daselbst.

Erzählung eines Chinesers von Deutschland S. 177.

Feyerlicher Beschluß 188.

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus Gleim.

EingangsSchwärmereyen S. 191.

Text zu der Predigt S. 192.

Die Predigt selbst, in welcher vorgestellt werden die Kunstrichter von der guten und von der bösen Seite. S. 194.

Nutzanwendung, enthaltend das Ideal eines vollkommenen Kunstrichters S. 207.

Inhalt.

Zehenter Brief

an den Herrn GeheimenHofrath von Thümmel.

Betrachtungen über das Publicum, S. 214.

wo es nicht ist S. 215.

und wo es ist Eben daselbst.

Corollaria S. 225 ff.

Erster

Erster Brief

an den Herrn KreisSteuereinnehmer

Weiße.

Erster Brief
an den Herrn KreisSteuereinnehmer
Weiße.

Freylich, mein theuerster Freund, hat Sie der alte Vater Bodmer mit einer schönen Parodie auf Ihren Atreus beehret; und wenn er Sie dadurch nicht gebeßert hat, so sind Sie und wir alle ihm doch immer vielen Dank schuldig für das Vergnügen, das uns sein kritischer Schwanengesang und seine politische Schauspiele verschaffen. Noch einmahl vor seinem Ende stößt der Patriarch in die kriegerische Tuba, und überzeugt uns, wie durch seine Calliope, daß es ein gewisses Alter giebt, in welchen uns die Musen und Grazien verlassen; selbst Kritika verläßt ihn, die Göttin, der er nun ein halbes Jahrhundert hindurch gedient hat. Doch vielleicht hat er diesen Austritt auf Sie, auf Klotzen, auf Leßingen, auf Ni-

colain, auf Utzen, auf Gerstenbergen und, der ich der geringste unter ihnen bin, auch auf mich nur deßwegen versuchet, um sein kritisch Jubelfest desto feyerlicher zu begehen; denn eben sind es funfzig Jahr, da er zuerst in das Publicum hervortrat und, welches wir auch merken wollen, weit jünger war, als wir, deren Jugend er jetzt verachtet. Mag doch ein Mann, der sein Ehejubiläum erlebt hat, sich immer freuen und an den Tag seiner Hochzeit gedenken! Und mag doch der Altvater Johann Jacob Bodmer sich an die Zeiten erinnern, da er der Kunstrichter nach der Mode war, und in die kritische Wuth zurücktaumeln! Gern gönn ich ihm seine Kurzweil und wünsche ihm Glück, daß die Grazie, von welcher ich einmahl gesprochen habe, für ihn Memento Mori ist, wie ein schönes Weib für St. Hilarion. Aber das soll er uns auch gönnen, daß wir von seinem Buche für die etliche Groschen, die es uns gekostet hat, die beste Nutzung ziehen und uns über die lustige Positur recht satt lachen, in der er sich noch in seinem siebzigsten Jahre vor der ehrbaren Welt gezeigt hat *). Doch nicht immer lachen wollen wir; in einer gewißen

*) Herr Bodmer hat große Lust noch einmal eine Lanze zu brechen, und wünscht sehr, daß Herr Weiße sich mit ihm einlassen soll. Schon vor fünf Jahren schickte er diesen über die scherzhaften und AmazonenLieder etliche erbauliche Pasquinaden zu, die er in die Zürcher freyen Urtheile hatte einrücken

gewißen ernsthaften Laune, die mich nur zu oft anwandelt, suche ich auch bey dem lächerlichen Buche etwas ernsthaftes zu denken; und auch in den Feldzügen des Herrn **Bodmers** bemühe ich mich, etwas zu finden, wobey ich philosophiren kan. Wir werden sehen!

„ Wir sollen glauben, sagt der Vorredner zum „ schweizerischen Archive, daß es Schönheiten gebe, „ welche nur der Nation, und des Ortes, und der Zei„ ten, eben so veränderlich als die Laune und der Gefal„ len des Publicums sind; die Gesetze der Schönheit „ sollen nicht gleich alt mit den Sachen seyn, sie sollen „ die Gesetze unserer Welt, unserer Sprache, unserer „ Philosophie seyn; die jüngsten Schönheiten, so wie „ diese Kunstlehrer selbst die jüngsten Kunstlehrer „ sind. „

rücken laßen. Und jetzt laufen noch in Berlin und Leipzig eine Anzahl politischer Schauspiele von ihm nebst einer Vorrede wider Hrn. **Weiße** herum, die keinen Verleger finden können. — Der gute alte Mann thut, als ob die ganze Schweitz mit ihm ziehe; glaubwürdige Nachrichten aber versichern mich, daß er allein sey und allein bleiben werde. Verschiedene seiner ehemaligen **BusemsFreunde** werden nur durch das Andenken der vorigen Freundschaft abgehalten, daß sie sich nicht öffentlich wider ihn erklären.

Herr Schmid, wider den eigentlich diese Stelle gerichtet ist, mag sich selbst vertheidigen; auch mir gefällt es nicht, daß er eine Dichtkunst nach den neuesten Grundsätzen und nach angenommenen Urtheilen geschrieben hat. Die neuesten Grundsätze sind nicht immer die besten; und bey der jetzigen Lage unsers Publici, welches durch Kunstrichter von verschiednen Stimmen zerrüttet wird, ist es schwer zu entscheiden, welche Urtheile eigentlich die angenommenen sind. Allein den übrigen deutschen Schriftstellern thut der Archivar sehr unrecht, wenn er sie einer Meinung beschuldiget, von welcher sie würklich das Gegentheil lehren. Dies lehrt Herder, der immer die neuern Dichter neben die Alten hinstellt und mit ihnen vergleicht; dies lehren die Verfaßer der LitteraturBriefe, der beyden Bibliotheken zu Leipzig und Berlin: und Herr Klotz, oder wer es auch seyn mag, schreibt ausdrücklich: „Die „Regeln der Schönheit sind unveränderlich, und „ihre Gesetze so alt, wie die Welt.„ *) Auch ich, wenn eine solche Gesellschaft für mich nicht zu vornehm ist, behauptete sonst, der gute Geschmack könnte nicht beßer beschrieben werden, als wenn man sagte, er sey der Geschmack der Alten und derjenigen unter den neuern, welche den alten am nächsten kommen. **) Nur heute bin ich so eigensinnig, daß ich die Sache nicht für sogar ausgemacht halte und es wage,

halb

*) deutsche Bibl. 1 St. S. 2.

**) Theorie 1 Th. S. 402.

halb scoptisch einen Punkt zu untersuchen, von welchem der Archivar glauben wird, daß er keiner Untersuchung mehr bedürfte. Sind die Ideen der Schönheit würklich durchaus einerley? Ihre Gesetze so allgemein, wie die Regeln der Logik und wie die Gesetze der Bewegung? Der gute Geschmack, ist er immer eben derselbe? Oder kan es vielleicht seyn, daß zwo Personen über die Schönheit einer einzigen Sache verschiedentlich urtheilen und beyde Recht haben?

Durch einen Machtspruch will ich die Sache nicht entscheiden; vielleicht ist es ein Vorurtheil, wenn ich den Gedanken nicht fortschaffen kan, daß nicht alle Gesetze der Schönheit unveränderlich sind. Welche sollen es seyn?

Der erste Gesetzgeber der Kunst betrachtete ein einzelnes Werk, welches von ganz Griechenland mit Recht bewundert wurde. Er zergliederte den ganzen Bau, die Anlage, die Oekonomie des Stücks und endlich die einzelnen Glieder; jede Bemerkung, die er machte, wird ihm eine Regel, die vielleicht, vielleicht auch nicht, der Dichter im Sinne gehabt hatte und so entstand ein Gesezbuch für die Epopäe und für das Drama, welches noch jetzt der Grund ist, auf welchen die bewährtesten Kunstlehrer ihre Gebäude aufführen. So haben **Bossü** und **Hedelin** die Mechanik des Heldengedichts und des Theaters erklärt und ihre Regeln so deut-

lich gemacht, so gründlich erwiesen, daß man ein Pyrrho seyn muß, um an ihrer Gültigkeit und Allgemeinheit zu zweifeln.

Ein zweeter that noch mehr; was jene nur aus einzelnen Kunstwerken geschloßen, durch einzelne Beyspiele erläutert hatten, das suchte er aus dem Wesen der Schönheit und aus den Begriffen der Kunstwerke im allgemeinen zu demonstriren, wie man es demonstrirt, daß ein Schluß nicht vier Füße haben soll. Nun war man im Stande, den Horaz aus Definitionen zu beurtheilen; man lernte schöne Regeln von dem Reichthume, von der Größe, von der Wahrscheinlichkeit, von der Lebhaftigkeit, von der Gewisheit, von dem sinnlichen Leben der Erkenntniß, und gab der Einbildungskraft, dem Witze, dem Scharfsinne, der Dichtungskraft eine Menge von bündigen Gesetzen, alle so scharf erwiesen, wie die Theoreme des Euclides, und mit Exempeln erläutert, die man aus Geßners Thesaurus geborgt hatte.

Unterdessen hatten einige milzsüchtige Engelländer, denen es, die Wahrheit zu sagen, nicht an Geschmack fehlte, die aber viel zu brittisch dachten, um demonstrativisch zu denken, die Werke der Alten und Neuern mit vieler Empfindung gelesen, und aus dem Eindrucke, den ein Gedanke in ihre Seele machte, auf seine Schönheit geschloßen. Sie sammelten ihre Bemerkungen und

so

so entstanden neue Lehrbücher, die freylich so allgemein nicht waren, wie unsere Aesthetiken, in welcher aber doch einige eigensinnige Leute manches gefunden zu haben vorgeben, was sie im Bossü und d'Aubignac, im Breitinger und im Gottsched, im Baumgarten und im Meier vergeblich gesucht hatten.

Um der Sache ein Ende zu machen, will ich einmahl kürzer reden; es sind dreyerley Wege, nach welchen man Regeln für die Kunst festsetzen kan, der **Aristotelische**, der **Baumgartensche** und der **Homische**. Der Griechische Kunstlehrer nimmt seine Gesetze aus dem Werke des Meisters; der Deutsche aus der Definition; und der Brittische aus der Empfindung. Auf welchem Wege werden wir nun dieienigen Regeln der Schönheit antreffen, die völlig allgemein, nothwendig, unveränderlich und so alt als die Welt sind?

Gewis nicht auf dem Aristotelischen. — Wenn der Kunstlehrer aus der Iliade die Regeln aufblättert, nach welchen Homer gedichtet hat, für wen sollen diese Regeln Gesetze seyn? Für **Milton**, für **Klopstok**, für **Camoens**, für **Voltaire**? Nicht also! Nur der ist verbunden, nach homerischen Regeln zu denken, der uns eine neue Iliade, oder ein Gedicht nach den Regeln der Iliade verspricht. Ein anderer, der Genie genug ist, sich eine neue Laufbahn zu erösnen, wird dadurch auch sein eigner Gesetzgeber und schüttelt die

Feßeln ohne Mühe ab, die ihm Aristoteles, Bossü und Curtius anlegen möchten. Ist ein Garten wohl tadelhaft, wohl minder schön, weil er nicht ist, wie die hängenden Gärten der Semiramis? Ein Tempel weniger prächtig, weil der Riß dazu nicht von dem Tempel der Diana zu Ephesus aufgenommen ist? Und solten wir ein Gedicht deswegen ausstreichen, weil es nicht nach den Regeln des Stagiriten, das heist, nach dem Muster der Iliade geformt ist? Gesetze, die aus Einem Werke abgezogen sind, gelten nur von diesem Werke, oder von einem andern, dessen Verfaßer ausdrücklich den Zweck hat, das erste nachzubilden; und ein Kunstrichter, der nach so einseitigen Regeln allerley Werke beurtheilt, lehrt uns mehr die Kunst den Homer nachzuahmen, als die Natur. Homers Gedichte werden immer schön bleiben; aber andern wollen wir diese Eigenschaft deswegen nicht absprechen, weil sie nicht nach eben dem Plane gebildet sind. Dieser Weg, aus Einem Gedichte Regeln für die Gattung zu schöpfen, ist noch mit drey andern Beschwerlichkeiten verknüpft. **Fürs erste** gehen dergleichen Regeln fast immer zusehr ins Detail und man macht oft etwas zu einem allgemeinen Gesetze, was nur eine besondere Wendung des ersten ist. Es ist sicher, daß in jeder Tragödie eine Peripetie seyn muß; wer sagt mir aber, daß diese Peripetie nothwendig in einer Wiedererkänntniß gegründet seyn müsse? Aristoteles sagt es, wie er es in seinem Sophocles beobachtet hatte. Er hat recht: wenn ich ein Drama, wie Sophocles

phocles machen will, das heist ein solches, in welchem eine Wiedererkänntniß statt findet, so muß — diese Wiedererkänntniß statt finden; und folglich wird die ganze Regel identisch. Kan ich aber nun einen Dichter verdammen, der nur ein Trauerspiel giebt, in welchem keine Wiedererkänntniß ist? — Fürs zweyte wie leicht ist es bey einigem Enthusiasmus, den man für seinen Autor haben mag, einen Fehler für eine Schönheit anzusehen und ihm selbst eine Stelle unter den abstrahirten Regeln einzuräumen? Wie mancher, der in gewißen Oden es wahrgenommen hat, daß der Verstand aus einer Strophe in die andere fortgeschoben wird, denkt hernach, dies sey eine nothwendige Schönheit einer horazischen Ode! So ist es dem guten Homer gegangen! Zuweilen schlummerte der Altvater auch; aber die andächtige Nachwelt sammelte seine Fehler, canonisirte sie und hob sie, wie Reliquien, auf. Wenn er zuweilen, oder vielmehr oft, seine Gleichniße zu sehr ausbildet, wenn ihn seine Phantasie ganz vom VergleichungsPunkte hinweg und zu Schilderungen verführt, die schön sind, aber hierher nicht gehören; so kommt noch einige tausend Jahr nach seinem Tode ein **Breitinger**, weißt uns an, diese ausschweifenden Gleichniße schön zu finden, und belehrt uns, um nur zu dichten wie Homer, mit ihm zu fehlen. Fürs dritte verhindern dergleichen abstrahirte Regeln den Originalflug des Genies; der arme Dichter kriecht unter dem Joche fort, wird einge-

schränkt,

schränkt, durch den Gängelwagen des Stagiriten oder seines Urbilds geleitet, und ist nie das, was er seyn konnte. Nie wird er Original und alle Ehre, die er erjagen kan, ist die, gut nachgeahmt zu haben.

Ja Freund! wer glücklich dich copirt,
Ist ein Original.

So hat, glaub ich, Herr **Löwen** einmahl epigrammatisirt; und mit Recht warf man ihm die Falschheit des Gedankens vor. Immer **Copist** muß ein Dichter seyn, der immer den Zuschnitt eines andern bey dem seinigen vor Augen hat und welchem ein jeder Schritt seines Vorgängers eine Regel ist. Eine nothwendige Folge, aus der Ueberredung, als wenn solche Regeln, die bloß aus der Praxis eines Meisters bestätiget sind, allgemein wären! Wo finden wir denn nun die allgemeinen, die ewigen, die unveränderlichen Gesetze der Schönheit, alt wie die Welt und folglich noch ein bisgen älter als Vater Bodmer?

Nicht auf dem **Baumgartenschen Wege**. Das wäre nun freylich eine vortrefliche Sache, wenn es angienge, **Schönheit** wie **Wahrheit** zu definiren, eine Ode, wie einen Sorites, die Epopäe, wie eine Disputation zu behandeln und aus dem gegebenen Begriffe eines Kunstwerks durch eine Reihe von unumstößlichen Schlüßen die Regeln zu folgern, nach welchen die Theile zu entwerfen, zu-ordnen und das Gan-

ze

ze einzurichten ist. Aber wo ist dieser allgemeine Begrif der Schönheit? Und woher eine vollständige Definition der Tragödie, des Lustspiels, der Epopäe, der Ode? Die Schönheit ist würklich ein ἀῤῥητον welches mehr empfunden als gelehrt wird *). Da sie bloß aus dem Eindruck zu beurtheilen ist, den ein Gegenstand auf unsere Sinne und in unsere Phantasie macht, da dieser Eindruck nach der verschiedenen Receptivität des empfindenden Wesens verschieden seyn kan; wer will mir dasjenige eigentlich bestimmen, was an der Schönheit objektivisch ist? Denn dies müste man bestimmen, um sie vollständig zu definiren. Einen NominalBegrif zu finden, dies ist keine Kunst; aber eine herviſtiſche Idee, die mir das ganze Wesen der Schönheit vor Augen legt? eine Fundgrube, in welcher man alle Regeln für die Kunst graben kan? Wer sie finden wird, der soll meinetwegen die Phyllis allein haben. — Schwankend und unzulänglich sind die meisten Betrachtungen, welche unsere Aesthetiker über die Bestandtheile der Schönheit angestellt haben; und oft dreht sich der definirende Kunstlehrer in einem ewigen Cirkel herum und kommt immer in seine ersten Fustapfen zurück. So ist es ihm in der Abhandlung über den sogenannten ästhetischen Reichthum gegangen. Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß soll einen objektivischen Reichthum haben — und wenn hat er diesen? —

Wenn

*) quod dari, sed non intelligi potest.

Wenn er in den ästhetischen Horizont gehöret; und der ästhetische Horizont ist der Innbegrif aller Gegenstände des schönen Denkens. Gut nun weiß ich also, was ich vorher wuste, die unerhörte Wahrheit: Ein jeder Gegenstand der schönen Erkänntniß muß ein Gegenstand des schönen Denkens seyn. — Vielleicht aber ist der Aesthetiker dann glücklicher, wenn es darauf ankommt, von einer besondern Gattung der Kunst, wie von der Epopäe, einen Begrif zu bilden und aus diesem die Regeln derselben herzuleiten; wenigstens Herr Meier hat in diesem Fache Versuche angestellt, *) von welchen einige behaupten wollen, daß sie nicht unglücklich gerathen sind. Es sey! nur bitte ich mir eine kleine Nachricht von der EntstehungsArt dieser Begriffe aus, woher und wie sie wohl ohngefehr wären gebildet worden. Vielleicht sind sie ganz willkührlich gemacht, wie etwa die Gerstenbergische Idee vom Liede in den schleswigischen Briefen, wie verschiedene Träume des Herrn Herders, wie der Begrif des Herrn M. Schmids von der Epopäe und wie fast alle Definitionen, die sich aus den vermischten Ausdünstungen des Kunstrichters und des Philosophen zusammen geballt haben. In diesem Falle überlaße ich und cedire dem Kunstlehrer seinen Begrif, nebst allen Pertinenzstücken und daraus folgenden Regeln und Befugnißen, als sein völliges Eigenthum, für ihn und für seine Erben; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß er sich

*) In seiner Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst.

sich nicht erfreche, jemahls nach seinen selbst erfundenen Regeln irgend ein Werk der Kunst, welches schon vorhanden ist, zu beurtheilen, oder zu verlangen, daß irgend ein Künstler und Dichter so willkührlichen Gesetzen in der Anlage und Ausbildung seiner Werke unterworfen sey. Dafür soll es dickberührtem Kunstlehrer hingegen verstattet seyn, nach seinem eigenen Plane soviele und so mancherley Werke, als er selbst will, zu verfertigen, durch seine Schüler, oder durch irgend eine deutsche Gesellschaft verfertigen zu laßen, und diesen Produkten Namen zu geben, wie er es selbst für gut hält. — Ernsthaft gesprochen, aus willkührlichen Begriffen folgen nur willkührliche Regeln, die nur für den eine Verbindlichkeit haben, der jene Begriffe als wahr annimmt. — Vielleicht aber sind diese Definitionen, um nicht willkührlich zu seyn, allzusklavisch gebildet und bloß aus solchen Kunstwerken, die schon vorhanden sind, abstrahirt; von diesen gilt alles, was ich vorher von der aristotelischen Denkart in der Kunsttheorie gesagt habe. Vielleicht endlich sind sie durch die natürliche Empfindung des Schönen und durch den guten Geschmack selbst geformt und realisirt worden; diese möchten wohl vom grösten Gewichte seyn; ich werde sie genauer untersuchen und diese Untersuchung führt mich auf die Methode der Engelländer, in Werken der Kunst zu beobachten und Beobachtung in Theorie zu verwandeln.

Die

Die homische Denkart (so nenne ich sie vorzugsweise, weil der Lord Kaym unter den poetischen Beobachtern der vornehmste ist) hat vor allen andern sehr viele Vorurtheile. Man studirt mehr das menschliche Herz mit seinen mannigfaltigen Wendungen und Abänderungen; man schlißt die Empfindung auf und verfolgt ihre Spur bis auf die innersten Schlupfwinkel; man lernt derselben ihr Verfahren ab und unsere Mühe wird durch eine Menge von Bemerkungen belohnet, die nicht für den Kritiker allein, die auch für den Künstler selbst reelle und charakteristische Regeln sind. Aber auch allgemeine? Sollten sie völlig allgemein seyn, so müssen alle Menschen einerley Empfindung haben, alle Eine Aussicht, Eine Denkart, und alle die Gegenstände von Einer und eben derselben Seite betrachten und von ihren Gegenständen einerley Eindrücke fühlen. Und dieser Bedingung widerspricht die Erfahrung gerade zu. Oft gefällt Einem dies, und misfällt dem andern. Hat dieser deswegen Unrecht? Oder jener? Oder können Sie nicht beyde Recht haben. Im Fache der Schönheit ist es nicht wie im Fache der Wahrheit, wo unter zwo entgegengesetzten Urtheilen nur Eines wahr, das andere falsch seyn muß. Für mich ist das schön, was mir gefällt. Misfällt es einem andern, so sey es immer für ihn häßlich. Ich

laße

laße ihm seine Empfindung; er soll mir die meinige laßen. Mag doch einer immer auf seinem Steckenpferde ruhig durch alle Gaßen forttraben, wenn er nur nicht verlangt, daß wir hinten auf sitzen sollen. — Es gehet dem geistigen Geschmacke, wie der äußern Empfindung; wir wollen dem Engelländer sein Rostbeef und dem Franzosen seine Suppe gönnen; sie sollen nur nicht verlangen, daß wir immer mit eßen. Bey seinem Rostbeef ließt der eine das verlohrne Paradies und spottet der Henriade, die der andere bey seinem Bouillon für zwanzig Miltons nicht vertauschen würde. Wir wollen also immer poetische Skoptiker werden, und eine jede Beobachtung, die der Geschmack erzeugt hat, so lange für einseitig, für particulär halten, biß sie durch die Einstimmung des Publici zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ist bestätigt werden. Viele Stellen, die Home getadelt hat, werden von andern gelobt, die dafür manche Wendung aus dem Shakspear hinwegwünschen, aus welcher Home eine Regel macht.

So, dächt ich, irrte man doch wohl nicht, wenn man wenigstens von vielen Regeln der Kunst und besonders der Poesie sagte, daß sie nicht völlig allgemein

sind; nicht allgemein in Rücksicht auf den empfindenden Menschen und selbst nicht allgemein in Ansehung ihrer eigenen Ausdehnung, weil, wie schon Herr Leßing bemerkt, eine jede derselben ihre Ausnahme leidet, die der gute Geschmack zu bestimmen hat. Aber welche sind nun allgemein? welche nicht? — Ueber diese Fragen ist bey mir ein Ding entstanden, welches ich gerne ein System hier nennen möchte. Ihnen mein theurester Freund, mag ich es nicht vorplaudern; ich habe vielleicht Ihre Gedult schon ermüdet. Lieber will ich mich davon mit einem Paar Philosophen besprechen. Trotz allen Parodien und politischen Schauspielen, Leben Sie wohl!

Zweeter Brief

an Herrn

Flögel.

Zweeter Brief
an Herrn
Flögel.

Nein! mein vortreflicher Freund! die Collectanea, von denen Sie mir schreiben, hätten Sie nicht verbrennen sollen. Mit Ihrer Erfindungskunst und mit Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes hatten Sie uns ein Recht gegeben, alles von Ihnen zu fordern, was nur noch in einem Felde zu erobern ist, in welchem schon so viele Eroberungen gemacht sind. Sie würden uns in einer Theorie den schönen Künste gleichsam den Commentar oder den Pendant zu Ihrer Geschichte des menschlichen Verstandes gegeben und die Geschichte des Geschmacks durch alle Nationen, durch alle Jahrhunderte fortgeführt haben; vielleicht wäre

meine LieblingsGrille von der Veränderlichkeit der Kunstregeln dadurch entweder erstickt worden, oder zur Reife gediehen. Laßen Sie mich immer ein wenig von diesen Träumereyen mit Ihnen plaudern! Die Sache gehört eben für Ihr Forum.

Die Bürgerlichen Gesetze, sagt Montesquieu, sollen nach dem Clima gebogen werden, nach dem Geist des Jahrhunderts, nach dem NationalCharakter und überhaupt nach den Umständen, unter welchen man sie giebt. Sollte es nicht mit den Gesetzen der Schönheit eine ähnliche Bewandniß haben? Ohne Zweifel, wenn es nur einmahl ausgemacht wäre, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder, daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Ich will die Erfahrung fragen; was antwortet sie?

Gottsched schrieb eine kritische Dichtkunst für die Deutschen. Warum nur für die Deutschen, sagten einige, als wenn der deutsche Poet ein anderes Geschöpf wäre, als der Griechische. — Gottsched verstand die Critik und bey der neuen Ausgabe ließ er den Zusatz hinweg. Solte er es thun? So hätte würklich Marmontel keine Poetik für die Franzosen schreiben dürfen. Ich denke doch, ein jedes Volk hat Nationalquellen, aus welchen die Urtheile fließen, die von

ihm

ihm über das Schöne und Gute gefällt, werden. Dort würde ich also suchen und aus diesen die nothwendigen Regeln für den Kunstrichter und für den Poeten hervorhohlen. Und so entsteht in mir ganz natürlich die Idee zu einer Dichtkunst für meine lieben Landsleute, die Deutschen.

Ganze Nationen widersprechen einander in den Urtheilen des Geschmacks und der Empfindung des Guten und Schönen. Die Römer wunderten sich, oder spotteten, wenn sie hörten, daß Epaminondes mit Fleiß die Musik gelernt, zierlich getanzt und künstlich auf der Flöte gespielt habe. Aber, setzt der Schriftsteller hinzu, diese Herren, die den Charakter der Griechen zu wenig kennen und alle andere nach sich beurtheilen, sollten wißen, daß nicht einerley allen gefällt und daß bey der Beurtheilung des Wohlstandes und ähnlicher Dinge viel auf die Gewohnheit und auf die hergebrachte Sitte ankömmt. Cimon konnte immer seine leibliche Schwester zur Frau haben; können wir es? Die Knabenliebe war in Griechenland nichts schändliches; bey uns auch? Eine Witbe von Stande durfte in Sparta auf das Theater treten und eine Rolle spielen; darf sie es jetzt?

Wie die Principien des Wohlstandes, so veränderlich sind auch die Urtheile in Sachen, die Schönheit betreffend. Wenn **Buttler** von Caldaunen, vom

Schwanze der Justiz und von andern Dingen spricht, die ich nicht nennen mag; so hat er wohl gethan, da er für Engelländer schrieb, die dergleichen natürliche Dinge nicht für schändlich hal en. Da aber einer meiner Kunstrichter es tadelte, daß ich in einer deutschen Theorie dergleichen Beyspiele angeführt habe; so gab ich ihm recht und sogleich durchstrich ich in meinem Exemplare die getadelten Stellen. Der orientalische Dichter wagt kühne Bilder; seine Phantasie rollet dahin, schweift aus von einer Blume zur andern, von einem Gleichniße auf das andere, verwegen in Erdichtungen, in Metaphern, in Tropen, in Figuren. Wohl ihm! er hat für seine Nation geschrieben. Wenn aber unsere Deutsch-Orientalisten eben das thun, wer soll sie lesen? Der Morgenländer kan nicht, der Deutsche will nicht; für sich allein also haben sie ihre Werke verfertigt. Vergleichen Sie die Musik der Italiäner und Franzosen, die Tänze der letztern und der Engelländer, nehmen sie immer auch einen guten drollichten CroatenTanz hinzu; (eine wahre Schule für den Künstler, der die halbnackende Natur studiren will) nun sagen Sie einmahl, welcher Geschmack der beste ist. „Der Geschmack der Na„tur.„ — Gut! So verschieden also die Natur des Welschen, des Franzosen und des Croaten ist, so verschieden ist auch ihr Geschmack; und alle haben Recht, jeder nach seiner Art.

Re-

Religion, Gewohnheiten, Traditionen, Vorurtheile der Nationen, ihr Stolz, ihr Charakter, ihre Sprache, ihre RegierungsForm, ihre Känntniße und hundert andere Punkte zusammengenommen müssen nothwendig, sobald sie in der Mischung erscheinen, ihre Urtheile auf eine ganz verschiedene und abstechende Art färben; Besonders die Sprache, die gewis auf das Gerippe der Gedanken mehrern Einfluß hat, als man insgemein glaubet. Nichts ist abentheuerlicher, als die Sprache der einen Nation nach dem Muster der andern zu formen. Modeklagen von den Mängeln der deutschen Mundart hören wir genug; aber wenige Patrioten finden sich, die den Dialekt der Deutschen aus sich selbst verbeßern wollen. Der eine schneidet sich einen Rock nach der Römischen Toga, der andere nach der Rüstung der griechischen Helden, der dritte nach dem Neglige' des Franzosen, der vierte nach dem Morningh gown oder Reading goad des Britten; der fünfte mischt alles durch einander und so entsteht ein buntes Ding, die wahrhafte Montur eines Polichinello, oder Don Fastidio du Fastidii. Laßt uns doch auf deutschen Wegen gehen! Wie mancher Edelgestein liegt noch im Kothe des Philanders von Sittewald, der Fruchtbringer, der Hans Sachsen, der Lohensteine, und anderer, die wir nicht lesen, als um ihrer zu spotten? — Dafür haben wir freylich mit andern Herrlichkeiten unsern Sprachschatz bereichert, mit blauaugigten Dirnen, mit rosenwangigten Mädgen, mit hirschfüßigen Läufern, mit erzstirnigten Schlacht-

 schützen,

schützen, und andern griechisch-deutschlallenden Entibus mehr.

Nach solchen Ideen würde ich meinen Standort wählen, wenn ich das Geschick, oder die Muße hätte, eine Poetik der Deutschen zu schreiben. Der Charakter der Nation und ihre Denkart müßte zum Grunde gelegt, mit dem Charakter anderer poetischen Völker verglichen und daraus die wahre Temperatur bestimmt werden, nach welcher die deutsche Muse deutsch singen muß. Ich untersuchte ferner nach Findeisen und Herder, die Natur unserer Sprache, ihren Einfluß auf die Gedanken selbst, auf ihre Ausbildung und Ordnung, nebst den Wegen, wie sie zu verbessern wären. Ich würde wie eine poetische Topik, die verschiedenen Felder der Mythologie in eine Landcharte bringen; die griechische, wieferne sie ὑλη für uns ist und nicht ist; die altdeutsche, bardische, skaldische; das System unserer Religion; unsere Vorurtheile von Zaubereyen, Gespenstern, Ahndungen, Wahrsagen: einige dieser Stücke geben uns ernsthafte, andere aber komische Maschinen. Die Geschichte der Deutschen lieferte mir **Helden**, die zu besingen, **Scenen**, die zu schildern wären; und nach dieser Anlage wanderte ich theils durch die allgemeinen Regeln der Poesie, theils durch ihre Gattungen fort und zeigte überall die Abänderungen, welche der Charakter der Deutschen in den angenommenen allgemeinen Regeln zu machen befiehlt, und die fernern Bestimmungen, welche er noch hinzusetzt.

setzt. So ein Werk, wie ich es im Sinne habe, wäre wohl nicht unrecht; aber ich entwerfe es und meine Kinder mögen es schreiben!

Auch der Geschmack verschiedener Zeiten ist veränderlich; nicht so sehr, als der Geschmack der Nation, aber doch immer veränderlich. Die Nachwelt gegen die Vorwelt ist immer billiger, als es nie eine Nation gegen die andere ist. Nur selten giebt sich ein Volk die Mühe, sich mit der Denkungsart des andern bekannt zu machen, sich in den Standort des andern zu versetzen und dann zu urtheilen. (Wir Deutsche sind noch immer in diesem Stücke gefälliger gegen unsere Nachbarn, als es diese gegen uns sind.) Hingegen die Nachwelt studirt sorgfältig die Religion, die Geschichte, die Sitten und die Gebräuche der Alten, und ist geneigt, fast immer, die Perraults ausgenommen, sehr billig, voll von Hochachtung zugleich und von Nachsicht, über die Alten zu richten. Sie betrachtet an ihren Werken mehr die allgemeinen Schönheiten, übersieht die einzelnen Fehler, oder schaft sie durch einen kritischen Aberglauben zu Tugenden um. Und doch begegnen uns noch immer in den Werken unserer Vorfahren Steine des Anstoßens; wir zucken die Achseln und sind wenigstens geneigt, sie zu entschuldigen. Perraults Parallelen, und wenn sie ohne allen Geschmack gemacht wären, enthalten doch einige Beweise, daß manches der Vorwelt gefallen und mit Recht gefallen

kan,

kan, was der Nachwelt misfällt und mit Recht misfällt. Aus diesem Grunde habe ich an einem andern Orte das Meinhardische Vorhaben den Homer zu übersetzen nicht gebilliget, wenn ich gleich weiß, daß die Deutschen so ekel und unbillig nicht sind wie die Franzosen und also auch den Homer mit seiner antiken Mine sehr geneigt aufnehmen würden, wie sie zum Beyspiel im Milton nicht die Hälfte von dem komischen finden, was unsere leichtsinnige Nachbarn darinn zu finden glauben *). Herr Klotz giebt meiner Meinung, nicht durch seinen Namen, denn Namen wollen wir hier nicht gelten laßen, sondern durch seine Erläuterungen ein beträchtliches Gewicht. **) „Ein großer Theil des Homerischen Schmucks bestehet in seinen Beywörtern. Diese, einmahl glücklich erfunden, sind dann die eigenthümliche Charakter eines Gottes, Volkes oder Helden und durch sein ganzes Gedicht werden sie diesen Gegenständen beygefügt. Aber eben diese Beywörter laßen sich nicht in unsere Sprache übersetzen, (denn man sage einmahl: **wohlgestiefelt**, **schnellfüßig**, **silberfüßig**, wie es einige versucht haben, und sehe, ob man nicht eben so lächerlich werden wird, als diese.) und nimmt man den allgemeinen Begrif, so wird doch das Bild ungemein geschwächt. Ferner, wer will es

jetzt

*) Man vergleiche das 43te Stück der Braunschweigischen neuen Zeitungen vom Jahr 1768.

**) S. die Deutsche Bibl. I B. II. St. S. 7.

jetzt wagen, die wirthschaftlichen Worte in unsere Sprache überzutragen? Unsere Sprache hat viele Worte, die nicht so edel sind, daß man sie in einem Gedicht, besonders in einem epischen, brauchen könnte. Das Wort Bratspieß würde eine ganze Seite der besten Hexameter verstellen. Will man diese Stelle weglassen, so liefert man uns nur den halben Homer." *)

Ich darf so gar noch behaupten, daß jeder Mensch, wie seinen eigenthümlichen Charakter, so auch seinen eigenthümlichen Geschmack hat; thut er Unrecht, wenn er ihm folget? Noch eher sind die Urtheile mehrerer Menschen über Wahrheit und Sittlichkeit mit einander zu vereinigen, als diejenigen, welche sie über das Erhabene und Schöne fällen. Wenn also der eine nach seiner Empfindung denkt, schreibt und urtheilt, so würde ein anderer, der jenem geradzu folgen wollte, sich Feßeln anlegen und sein eigenes Gefühl verläugnen. Dieser Unterschied in den Urtheilen der Menschen über das Schöne in der Natur und Kunst ist freylich nicht immer hervorstechend genug, um bemerkt zu werden, theils weil doch die meisten in den meisten Punkten mit einander übereinkommen, theils, weil man oft, aus Furcht ausgezischt zu werden, es nicht wagt, mit

einer

*) Auch Homers Mahlereyen, die so sehr bewundert werden, schicken sich für unsere Denkungsart nicht. Eine Stelle aus Herrn Wielands comischen Erzählungen (S. 166. 167. der neuen Auflage) verdient bey dieser Gelegenheit gelesen zu werden.

einer Meinung öffentlich hervorzutreten, die der gemeinen Meinung widerspricht. Bey Leuten von einer besondern Laune wird die Verschiedenheit sehr sinnlich. Diese laßen sich mit ihren Gesinnungen ohne Zurückhaltung in ihrer wahren Gestalt sehen; ihr Humour ist ihnen lieb und auch wir sehen ihnen gerne zu, wenn sie ihr Steckenpferd reiten; was sie sagen, gefallt uns, und in jedem andern Munde wäre es vielleicht Unsinn gewesen. Laßt einmahl einen deutschen Superintendenten so predigen, wie Yorck, wenn anders Sterne diese Predigten jemahls gehalten hat! Laßt Oesern so mahlen, wie Hogarth! Zachariän singen, wie Buttler! Rabenern so spotten, wie Churchill! — Eine artige Figur würden diese Männer in einer Laune machen, die ihnen fremd ist, wenn sie es auch den Deutschen nicht wäre. Die Kreuzzüge des Philologen lese ich immer noch gern; ich weiß, es ist sein eigener Humour, den er für sich allein hat und für sich behalten mag ewiglich; ich studiere sie so gar und freue mich, wenn ich ihn endlich so verstehe, daß ich zur Noth sein Scholiast werden könnte. Wenn aber gewiße neuere Scribenten seine Posituren nachmachen, ohne die eigenthümliche Wendung seines Kopfs zu haben; dann sehe ich den wahrhaften Statthalter der Insel Barataria, der bey aller Mühe, die er sich giebt, den Statthalter zu machen, noch immer der alte Panßa bleibt. Laßt doch jedem sein Eigenthum! was in seinem Munde schön ist, wird häßlich, wenn es ein anderer

derer sagt und selbst ein Fehler kan bey ihm eine Schönheit werden.

„ Eine Schönheit? Um Vergebung, mein Herr „ Riedel! Ein würklicher Fehler wird nie eine Schön„ heit. „ *)

Und auch um Vergebung mein Herr Dtsch! Wenn ein Lehrling, mit seinem Pomey, oder Hederich in der Hand, alle Unsterblichen in sein sterbliches Lied bemühet, jedes HochzeitGedicht mit den Musen und dem Apoll anfängt, mit Venus und mit Amor fortsetzt und mit Hymen beschließt, den armen Jupiter zu einem Scherwentzel macht, der alles thun muß, was niemand vielleicht mit Anstand würde gethan haben — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier ein Fehler. Wenn aber Ramler das alte Göttersystem als eine Hülle braucht, neuere Begebenheiten darunter zu verbergen, als eine Farbe, bekannten Dingen einen neuen Anstrich zu geben, als eine poetische Hevristik — so sage ich, die Einwebung der alten Mythologie ist hier Fehler und Schönheit. Ramler fehlt allenfalls durch einen Anachronismus, aber ohne diesen Fehler würden wir die Hälfte seiner vortreflichen Gedichte haben entbehren müßen. Der Dichter hat seine eigene Denkungsart, die wir ihm laßen wollen; und wenn wir ihn tadeln, so trift unser Tadel weniger ihn, als seine

*) Hall. D. Bibl. 1 B. 1. St. S. 34.

seine Nachahmer, die Ramlerisch dichten wollen, ohne einen Ramlerischen Kopf zu haben.

Itzt wollen wir mit einander zusammenrechnen. Wenn der Geschmack die Regel der Schönheit ist, wenn ferner der Geschmack der Nation, der Zeiten, der Personen unendlich verschieden ist, ohne daß wir diejenigen mit Grunde tadeln können, die anders schmecken, als wir; so folgt nothwendig, daß selbst der gute Geschmack veränderlich und nicht immer eben derselbe ist, oder daß mehrere widersprechende Urtheile von der Schönheit und Häßlichkeit zugleich wahr seyn können. Die Sache scheint richtig zu seyn; aber noch habe ich sie nicht bis an die erste Quelle verfolget, aus welcher die Veränderlichkeit des Geschmacks entspringet. Ich will es wagen, über diese Materie zu philosophiren und, um Sie, mein Freund, nicht durch mein ewiges Geschwätz zu ermüden, mein Systemlein einem andern Philosophen zur Prüfung vorlegen. Ich bin u. s. w.

Dritter Brief

an den Herrn

Moses Mendelssohn.

Dritter Brief
an den Herrn
Moses Mendelssohn.

Ihnen, mein Theurester Herr, gebührt das Richteramt über die folgende Abhandlung; Ihre Briefe und Ihre Rhapsodie geben Ihnen den besten Anspruch darauf. Von den besondern Ansprüchen mag ich nichts hinzusetzen, damit nicht wieder ein Ziegra *) komme und sage, „ich spräche von

 „ de-

*) Antikritikus der erste und Herausgeber der beliebten Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Antikritikus der zweete ist bekanntermaßen der Commentar über diese Blätter, die unter dem Namen der schwarzen Zeitung berühmt sind.

„ denen, welche den Ton im Reiche des deutschen Wi-
„ tzes angeben, immer mit dem Hute in der Hand un-
„ ter beständigen Verbeugungen; sie ließen mich aber
„ auch die Früchte meiner Ergebenheit einerndten und
„ meine Sachen würden wer weiß in wie vielen Zeitun-
„ gen und Journalen über alles erhoben." Bravo
Herr Ziegra!

Freylich stört eine allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit das Vergnügen, welches der Genuß uns gewähren kan. *) Wenn aber der Freund der Wahrheit in dieser Zergliederung nur Eine neue Aussicht erblickt, nur die geringste Entdeckung macht; so wird er für die Entbehrung des Vergnügens aus dem Genuße hinlänglich entschädiget und angefeuert, sich mehrmahlen auf eine geistige Art zu casteyen, um nur dadurch seine Wißbegierde zu befriedigen. Wir wollen also immer über das Wesen der Schönheit und ihre Regeln philosophiren; zu einer andern Zeit soll uns ihr Genuß vergnügen, der eine lebhaftere Wollust erzeuget, wenn er sparsamer und seltener empfunden wird.

Ist die Schönheit eine innere Eigenschaft der Dinge, die wir schön nennen, und kömmt sie den Gegenständen schon für sich betrachtet zu, wie die Vollkommenheit, ohne Rücksicht auf ein empfindendes Wesen? Mir däucht, diese Frage ist ziemlich einerley mit der,

ob

*) S. den ersten Brief über die Empfindung.

ob Süßigkeit und Bitterkeit Beschaffenheiten sind, die in dem Gegenstande vorausgesetzt werden und durch welche der Gegenstand süß und bitter seyn würde, auch ohne Beziehung auf irgend einen Geschmack, der ihn empfindet. Zwar ist in dem Gegenstande eine gewiße Beschaffenheit, durch welche er fähig wird, das Gefühl der Süßigkeit zu erregen; die Süßigkeit aber ist nicht in ihm, sondern in der Empfindung. „Kalt, heiß, bitter, süße bedeutet die hervorgebrachten Empfindungen in unserer Seele, mit welchen die Gegenstände vielleicht keine Aehnlichkeit haben. Und eben so bedeutet die Schönheit, wie andere Namen der sinnlichen Ideen, eigentlich die Vorstellung eines Geistes.„ *)

Wenn ich sage, ein Gegenstand sey schön; so will ich in der That sagen: er gefällt mir. Allein da wir immer gewohnt sind, einen unvermerkten Schluß von unserer Empfindung auf die Empfindung anderer zu machen, so drücken wir **unser Wohlgefallen** allgemein aus, als wenn das, was **uns** gefällt, **jedermann** gefallen müße; das ist: wir nennen den Gegenstand, der uns gefällt, **schön.** Die Schönheit ist also keine innere Eigenschaft der Dinge; sie ist mehr eine Beschaffenheit unsers Gefühls und des Eindrucks, welchen die Sachen

*) **Hutcheson** in der Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, S. 17. der deutschen Ausgabe.

in uns hervorbringen. Ihr Begrif darf nicht aus der Natur der Gegenstände abgesondert werden und eine vollständige Definition von der Schönheit ist so unmöglich, als von der Süßigkeit, Bitterkeit und ähnlichen unmittelbaren Ideen der Empfindung. Wenn wir sagen, das sey schön, was uns gefällt, so ist dies bloß ein Nominal-Begrif, in welchem das **Wort** und nicht die Sache erklärt wird. Und wenn wir behaupten, die Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit erschöpfe das Wesen des Schönen, so kan diese Idee, wenn sie richtig ist, nur für einen genetischen Begrif hingehen, der uns beschreibt, nicht was die Sache ist, sondern woher sie entstehet. Gegenstände, in welchen Einförmigkeit in der Mannichfaltigkeit empfunden wird, gefallen uns; sie bringen also die Idee der Schönheit in uns hervor, obgleich das Wesen derselben nicht in der Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit bestehet. Die Idee der Schönheit ist von gleicher Art, wie die Begriffe, die wir von den Bewegungen unserer wollenden Kraft haben. Freude, Mitleiden, Angst, Furcht, Schrecken — lauter Beschaffenheiten, die wir empfinden, nicht aber im eigentlichen Verstande erklären können. Und wagen wir es, sie zu erklären, so erklären wir entweder blos das Wort durch gleichgeltende Ausdrücke, oder wir bestimmen ihre EntstehungsArt, ihre Ursachen, so gut wir können, und überlaßen das übrige der Empfindung.

Der Begrif des Guten und Bösen entstehet in uns fast auf eine gleiche Weise, wie der Begrif des Schö-

Schönen und Häßlichen. Indem sich Damon in einer lebhaften Phantasie ein Bild von Phyllis abmahlet, das blaue Auge, die sanfte sittsame Mine, das schwarze Haar, den strebenden Busen, den Grazienmund, den regelmäßigen Wuchs, die melodische Stimme; fragen Sie ihn jetzt, ob Phyllis zu küßen, nicht etwas Gutes sey? Allerdings etwas Gutes, wird er antworten; und nun fragen Sie ihn um die Ursachen, weswegen er einen Kuß von Phyllis gut nennet. Er wird Ihnen hundert Gründe, und noch hundert anführen und alle diese Gründe werden, wenn man ihrer Entstehung nachspürt, aus der Quelle herfließen: Ein Kuß von Phyllis ist in Damons Meinung gut, weil ihn Damon will. Gut und Böse sind daher, nach ihren Ursprunge, Begriffe, die nur Beziehungsweise gedacht werden, in Rücksicht auf ein Subjekt, welchem etwas gut oder böse seyn soll. Was ich will, das nenne ich mir gut; ein anderer verabscheut es vielleicht und dann kan er es immer für sich böse nennen. Ein dritter ist gleichgültig dabey, weil er, ohne den Gegenstand zu verabscheuen, doch keinen Trieb fühlt, ihn zu besitzen.

Und eben so sind unsere Urtheile über die Schönheit und Häßlichkeit beschaffen. Damon nennt Phyllis schön, weil sie ihm gefällt und um sein Wohlgefallen zu rechtfertigen, wird er Ihnen eine Menge von Ursachen vorzählen, die sich alle zuletzt in dem

Wohlgefallen vereinigen und an die er nicht würde gedacht haben, wenn nicht sein Geschmack die Sentenz von der Deduction gesprochen hätte. Wir sind also bis jetzt noch nicht berechtiget, eine Sache, die **uns** schön ist, überhaupt schön; die **uns** häßlich ist, überhaupt häßlich zu nennen; es sey denn, daß wir von der Uebereinstimmung fremder Empfindungen mit den unsrigen völlig überzeugt wären.

Wenn nun die Schönheit keine innere Eigenschaft der Gegenstände ist, die wir schön nennen, wenn sie diesen bloß in Rücksicht auf das Urtheil unserer Empfindung beygelegt wird; so folgt, daß Ein Gegenstand bald **schön**, bald **häßlich** seyn könne, nachdem er von verschiedenen Subjekten empfunden wird, so wie Pumpernickel für einen westphälischen Magen gut und für ein Hoffräulein böse ist. Hipparchia wird es, vielleicht weil sie befürchtete, wegen ihres drollichten Geschmacks ausgelacht zu werden, nicht gewagt haben, den mißgeschaffenen, dürren, gelben, gebrechlichen Crates gerade zu **schön** zu nennen; für sie war er es doch, und da sie sagte, daß er **ihr gefiel**, so sagte sie in der That, nur mit andern Worten, daß er für sie schön sey. Für ihre Eltern, für ihre Gespielinnen war er es nicht; und sie hatten Recht, ihn häßlich zu nennen, weil er ihnen nicht gefiel: aber hatte Hipparchia Unrecht? Wenn Crates auf sie einen solchen Ein-

druck machte, wie Seladon auf Procris, wer kan es ihr verdenken, daß sie nach diesem Eindrucke sich zu seinen Vortheile erklärte? — Nun tadelt mir einmahl den Geschmack eines Tqvassouw, der seine Knonmqvaiha so liebenswürdig findet, wie Cephalus die Aurora. Freylich würde ich bey so hottentottischen Schönheiten mich nicht sehr gerührt finden, besonders by the flaccid beauty of her breasts, which descended to her navel. Und es wandelt mir ich weiß nicht was an, wenn ich mir ihren Brautputz, ihre hochzeitliche Kleidung vorstelle; She sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbisem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an Heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the flechy promontoryes behind u. s. w. Hebe dich weg von uns! würden wir ausrufen, wenn eine solche Braut sich uns nähern wollte. Aber der Geschmack ist verschieden, und wenn sie nur für den Tqvassouw schön war, was gehet es uns an?

„ Das heist, wird man sagen, die Sache über„ treiben. Wenn man etwas will, so ist man durch „ seine Neigung noch nicht befugt, es gut zu nennen; „ und eben so wenig können wir aus unserm Wohlgefal„ len einen Schluß auf die Schönheit des Gegenstandes „ machen. Ich bin verbunden, bey einer jeden in mir „ entstandenen Begierde mich selbst zu fragen: Durftest

„ du dies auch wollen? Ist es dir auch würklich gut?
„ Warum soll ich nicht auch, wenn mir etwas gefällt, es
„ untersuchen, ob es mir gefallen sollte und ob es würk-
„ lich schön ist? So wie Gesundheit, Tugend, Weis-
„ heit, Vergnügen, Zufriedenheit allgemeine Güter für
„ alle Menschen sind, Güter, die ihr Gutseyn in sich
„ haben; so muß es auch Gegenstände geben, die für
„ sich selbst betrachtet schön sind und von allen Men-
„ schen, die ihre Empfindung nicht unterdrücken, schön
„ gefunden und für das erkannt werden, was sie sind.„

Zuviel, zuviel auf einmahl! Viel wahres, aber auch etwas falsches. Wir wollen die Sache genauer untersuchen.

Man unterscheidet, und mit Recht, das anscheinende Gute von dem, was würklich gut ist. Gut nenne ich, was ich will. Habe ich Grund, es zu wollen, stimmt meine Begierde mit den Grundsätzen der Sittlichkeit überein; so ist es ein **wahres Gut**, da im Gegentheile oft etwas nur **gut scheinet** und in der That böse ist. Kan man nicht diese Begriffe auch auf die Schönheit übertragen? Fast alle Philosophen haben es gethan. „Schön nennen wir, was uns gefällt.
„ Ist unser Wohlgefallen gegründet, stimmt unsere
„ Empfindung mit den Grundsätzen des Geschmacks
„ überein; so ist die Sache **würklich** schön; sie ist
„ es nur **dem Scheine nach**, wenn uns etwas ge-

„ fällt,

„ fällt, was uns misfallen sollte, wenn unser Gefühl „ uns betrüget und die Schönheit vorspiegelt, wo kei„ ne ist. „ — Ich glaube nicht, daß dieser Unterschied völlig richtig ist. Das **Gefallen** kan keinen solchen Gesetzen unterworfen werden, wie das **Wollen**, weil dieses durch die Freyheit umgelenkt werden kan, jenes aber bloß Empfindung ist und für sich keine Moralität hat. Es ist strafbar, das Böse anstatt des Guten zu wählen; kan aber wohl der Herr Canonicus **Ziegra** bey dem hamburgischen Rathe verklagt werden, daß ihm alles das misfällt, was von dem beßern Theile des Publicum schön gefunden wird? Ein Gegenstand, den wir gut nennen, wird dadurch würklich gut, wenn er, verglichen mit uns, unsere Vollkommenheit befördert; hier ist also unsere Idee von der Güte nur der **Probierstein**, nicht aber der **Maasstab**. Hingegen in Sachen die Schönheit betreffend ist die Empfindung nicht nur die Richterin, sondern sie ist es auch selbst, welche macht, daß uns etwas gefällt und folglich schön ist. Ein jeder hat also das Recht, Dinge schön zu nennen, wenn sie ihm gefallen; häßlich, wenn sie ihm mißfallen. Wird nun alle Schönheit nach dem Scheine gemeßen; was bekümmere ich mich darum, ob ein anderer eben die Erscheinungen hat, oder nicht hat, die ich habe? Auf diese Art wäre die Schönheit veränderlich und so wären es auch ihre Gesetze, so selbst die Regeln, nach welchen die Werke der Kunst zu beurtheilen sind. Es ist mit der Schönheit nicht, wie

mit der Wahrheit. Wenn ich etwas mit Grunde wahr nennen will, so muß es würklich auch außer meiner Idee sich so verhalten, wie ich es mir vorstelle. Die Schönheit ist aber bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; so bald dieses da ist, so ist Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will.

„ Welch eine Verwirrung! ruft hier der Dogma-
„ tiker aus. Durch einen so sceptischen Grundsatz könn-
„ te man alle Regeln aus der Welt hinaus zweifeln.
„ Jetzt kan ein Schönaich kommen und sagen: Mein
„ Herrmann gefällt mir; schön ist er also trotz allen
„ Kunstrichtern, Beobachtern und Liebhabern, die das
„ Gegentheil sagen. Und Bodmer wird jetzt im
„ Stande seyn, alle seine poetischen und prosaischen
„ Mißgeburten von der Syndfluth an biß auf seine
„ politischen Schauspiele zu vertheidigen, wenn er nur,
„ mit noch einem Paar Patriarchen am Fuße des Ber-
„ ges Jura, sie schön findet. Das heist zu weit gehen
„ und die ganze Kunst des Dichters in ein Ohnge-
„ fähr verwandeln, wo es ein bloßer Glücksfall ist,
„ wenn wir Leser antreffen, deren Empfindung mit
„ der unsrigen übereinstimmet. „

Ich will also wieder einlenken, wenn ich zu weit gegangen bin.

Das Urtheil, welches ich über Schönheit und Häßlichkeit spreche, nachdem mir etwas gefällt, oder misfällt, ist mein Geschmack. Wenn ist dieser richtig, und wenn betrügt er mich?

„Richtig, sagen einige, ist mein Geschmack, „wenn er nur das für schön hält, was würklich schön „ist, nur das für häßlich, was würklich häßlich ist. „Unrichtig ist er, wenn er mich verführt, auf eine „entgegengesetzte Art zu urtheilen, bey Wielanden „zu gähnen und beym Picander zu lachen.„

So springen wir mit einander herum und kommen wieder auf das, was ich vorher widerleget habe. Denn wenn man nun bestimmen soll, was würklich schön ist, so bemüht man sich, das Schöne an den Gegenständen zu finden, welches doch bloß in unserer Idee und Empfindung sollte gesucht werden. In einer Aesthetik würde ich sagen: die Schönheit ist bloß subjektivischer Natur, nicht aber eine objektivische Beschaffenheit der Sache, die man schön nennet. Es ist zwar in der Sache selbst, die empfunden wird, allemahl etwas anzutreffen, welches das Gefühl in uns hervorbringt, durch welches wir auf eine sinnliche Art ergötzt werden. Allein dies ist nicht die Schönheit der Sache, sondern nur diejenige Seite derselben, aus deren Empfindung die Schönheit in unserer Idee ent-

stehet. Man schöpft auch einige Grundsätze der Schönheit aus der Natur der Gegenstände selbst, aus ihrer Proportion, aus dem Ebenmaaße, der Ordnung, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Einförmigkeit, Mannigfaltigkeit und so weiter. Man demonstrirt diese Regeln sogar; allein noch keiner hat es demonstrirt, daß Ordnung, Harmonie und Regelmäßigkeit uns nothwendig gefallen und folglich schön seyn müßen. Vielleicht könnten die Principien unserer Empfindung anders gemischt, anders eingerichtet, vielleicht so gestimmt seyn, daß gerade das Gegentheil, daß Unordnung, Disharmonie und Unregelmäßigkeit unser Wohlgefallen erregte und von uns schön gefunden würde. Oft gefällt uns auch das Regelmäßige und Zweckmäßige nur deswegen, weil sich das Vorhersehen eines gewißen Vortheils, einer Bequemlichkeit zum Beyspiel, mit in das Gefühl mischet; und dieses intereßirte Wohlgefallen ist nicht von der Art, daß es einen Probierstein der Schönheit abgeben könnte. Dies ist der Fall bey der Regelmäßigkeit in der Architektur und in der Kunst einen Garten anzulegen. Oft gefällt uns auch selbst das Unregelmäßige durch seine Neuheit und deswegen, weil die Menschen immer geneigt sind, das Sonderbare zu lieben. Und überdies glaube ich nicht, daß man immer völlig und mathematisch bestimmen kan, was eigentlich regelmäßig zu nennen sey. Insgemein nennt man das regelmäßig, was wir gewohnt sind, an allen Dingen, die uns von einer gewißen Art bekannt

sind,

sind, ordentlicher Weise anzutreffen; und die Ausnahmen machen alsdann das Unregelmäßige aus. Laßt uns also in das Land der Kröpfe und der Buckel hingehen; Kröpfe und Buckel sind dort gewöhnlich, sie sind also dort regelmäßig; wie werden nun wir mit unseren Ausnahmen von der Regel, mit unsern ebenen Hälsen und geraden Rücken von den Spöttern verlacht und von einigen gutherzigen Seelen bemitleidet werden! Was also an einem Orte regelmäßig ist, das kan an einem andern unregelmäßig seyn; und so entstünde uns wieder eine Regel der Schönheit, die nach den Umständen veränderlich ist. Endlich kan auch die Schönheit in ihrem ganzen Umfange nicht nach dergleichen objektivischen Gesetzen ermeßen werden. Ordnung, Proportion und dergleichen Ideen bestimmen, wenn es hoch kömmt, einige Klaßen der äußerlichen Schönheit, die aus der Zusammensetzung einzelner Schönheiten entstehet. Wo sind aber nun die objektivischen Regeln für die Schönheit in einzelnen Empfindungen einzelner Farben und Töne, für die Beschaffenheiten des körperlichen Geschmacks, Gefühls und Geruchs und für das weit größere Feld der inneren Empfindungen?

Wenn wir lange genug eingerißen haben, so müßen wir uns bemühen, so gut wir können, auch wieder zu bauen. Ich habe bewiesen, daß die Schönheit wenigstens geradezu nicht objektivisch ist, nicht aus allgemeinen und objektivischen Regeln kan beurtheilt werden.

den.

den. — Soll sie also noch eigenen Gesetzen unterworfen seyn, so bleiben uns keine andern übrig, als die, welche sich blos auf unsere Empfindung und auf unsern Geschmack gründen. Wiefern sind nun diese veränderlich, wiefern sind sie allgemein?

Daß ein ruhender Körper durch einen hinlänglichen Stoß in Bewegung gesetzt wird, daß zween feste Theile vermittelst einer flüßigen Substanz aneinander hängen können, daß bey der accelerirten Bewegung die lebendigen Kräfte in einer zusammengesetzten Verhältniß ihrer Maße und der Quadrate der Geschwindigkeit sind — dies sind Gesetze der körperlichen Würkungen, die man vielleicht a priori nicht beweisen kan, die aber dennoch allgemein sind und durch untrügliche Erfahrungen außer allen Streit gesetzt werden. Wo ich nicht irre, sind unsere Seelen auch Substanzen, sie würken auf eine gewiße Art, wie es ihre Natur ihnen befiehlt, und sind zu einigen eigenthümlichen Handlungen, zum Denken, Wollen, Empfinden aufgelegt, wodurch sie sich von den Körpern unterscheiden. Diese Handlungen können nicht die bloße Folge eines Zufalls seyn; sie sind, so gut wie die Veränderungen in der sichtbaren Welt, ihren Gesetzen unterworfen, nach welchen sie auf eine gewiße Art entstehen, fortgesetzt werden und aufhören. Nur äußert sich zwischen den Gesetzen der körperlichen und der geistigen Handlungen eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Gesetze der Bewegungen für die

Kör-

Körper sind alle nothwendig und durchgängig bestimmt, so daß ein Körper unter den erforderlichen Umständen gerade so, wie er sich bewegt, sich bewegen muß, nicht anders bewegen kan. Die Regeln der geistigen Handlungen aber leiden ihre Ausnahmen und durch Gewohnheit, Uebung, Selbstbetrug und andere Umstände wird es möglich, daß die Seele selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Würkungen entgegen handeln kan. So sind zum Beyspiel die Regeln zu schließen in der That dergleichen Gesetze für die Würkungen unserer Seele, Gesetze, die mit der Seele gebohren werden und mit ihrem Wesen zusammengewachsen sind. Und doch ist es möglich, daß wir Trugschlüße machen, die geradezu jenen Regeln entgegen sind. Wenn wir mehrmalen uns wider ein solches natürliches Gesetz zu handeln bestimmt haben, so entsteht daher eine Fertigkeit, es zu verletzen, und diese Fertigkeit wird nun selbst eine Regel unserer Thätigkeiten, aber eine falsche, eine unrichtige, eine solche, die selbst unserer Natur widerspricht.

Dergleichen Gesetze, nach welchen die Handlungen unserer Seele erfolgen, giebt es für das Wahre, für das Gute und für das Schöne. Wir können annehmen, daß sie von der Natur, oder, um frömmer zu reden, von Gott selbst herrühren, der die Natur nach seinem Willen eingerichtet hat. Durch diesen Gedanken erhalten sie ihre Zuverläßigkeit und wir die Versicherung, daß wir uns, um nicht irre zu gehen, nur den natürli-

chen Richtungen unserer Kräfte überlaßen dürfen und den Gesetzen, welche ihren Würkungen vorgeschrieben sind.

Einige unter diesen Gesetzen sind völlig allgemein, weil sie aus der menschlichen Natur überhaupt fließen; andere aber beugen sich nach den Umständen und sind nur da einerley, wo einerley Umstände sind. Beyde Arten werden nicht sowohl a priori erkannt, als aus unserer Empfindung selbst, verglichen mit der Empfindung anderer, und aus einer gewissen Nothwendigkeit, die wir in unserm Busen fühlen können, aus der Stimme der Natur, die uns innerlich zuruft und gebietet, so und nicht anders zu denken, zu urtheilen, zu begehren. Unsere Einsichten reichen nicht hin, diese Gesetze aus dem Grundwesen der Seele abzuleiten; es ist genug, wenn wir nur erkennen, daß sie da sind. —

„Iam dic de tribus capellis! rufen Sie mir zu. „Die Regeln der Schönheit gründen sich auf Empfin„dung und Geschmack. Welche sind nun veränderlich, welche sind allgemein?

Die Frage ist schon beantwortet. Es giebt erstlich einen **allgemeinen Geschmack der Menschheit**, welcher auf die natürlichen und allgemeinen Gesetze der geistigen Handlungen sich gründet, denen alle Menschen

un

unterworfen sind, wenn sie gleich in der Anwendung derselben fehlen können. Die Regeln, welche durch diesen allgemeinen Geschmack festgesetzt werden, sind völlig allgemein, und ein Mensch, der ihnen widersprechen will, muß sich selbst betrügen und nie in seinen Busen gegriffen haben. So ist es in unserer Natur gegründet, daß wir beym Anblick verschiedener sinnlichen Gegenstände, die in einer gewißen Einförmigkeit so verbunden sind, daß sie gleichsam zusammenfließen, daß wir bey diesem Anblick ein sinnliches Wohlgefallen und Vergnügen empfinden; selbst der Amerikaner fühlt es, wenn er die ohne Ungestümm sich jagenden Meereswellen, oder die Wipfel seiner Bäume betrachtet, die ein sanfter Wind in einander weht. Von dieser Art sind auch die meisten moralischen Schönheiten, wiefern sie von unserm sittlichen Gefühl abhangen. Wo ist die stählerne Brust, die nicht bey der Geschichte einer unglücklichen Tugend zu schmelzen anfängt? Und wer ist mir Hurone genug, um nicht zu fühlen, daß unter sonst gleichen Umständen eine gute Handlung, die aus Wohlwollen verübt wird, schöner ist, als eine andere, die aus der Quelle des Eigennutzes herausfloß? Alle Gesetze der Schönheit, die sich auf diesen allgemeinen Geschmack der menschlichen Natur gründen, sind selbst allgemein und so alt, als die Welt; man könnte die Schönheiten, welche durch sie bestimmt werden, allgemeine Schönheiten nennen.

Allein diese Gesetze reichen bey weitem nicht hin, alle Schönheiten in der Natur und in der Kunst zu beurtheilen. Ein jeder Mensch hat, außer der menschlichen Natur, noch andere Bestimmungen, den Menschen überhaupt zufällig, diesem Menschen aber vielleicht nothwendig; er lebt an einem gewißen Orte, zu einer gewißen Zeit, in einem gewißen Alter, in einem gewißen Stande, ist in gewißen Meinungen erzogen worden, hat gewiße Leidenschaften, Neigungen und Fertigkeiten; alle diese Dinge zusammengenommen bringen in seine Urtheile, auch in die, welche er über Schönheit und Häßlichkeit fället, eine gewiße Wendung, in welcher nur diejenigen mit ihm übereinstimmen, die in gleichen Umständen leben. Daher der besondere Geschmack, der nur für gewiße Klaßen von Menschen ein gültiger Richter ist. Daher besondere Regeln, die nur unter den Umständen allgemein sind, durch welche sie festgesetzt werden. Und daher also besondere Schönheiten, die vielleicht von jedem andern häßlich gefunden werden, der sich nicht in die Lage hineindenkt, in welcher sie Schönheiten sind. Diese Schönheiten sind veränderlich, so wie der Geschmack veränderlich ist, der über sie richten soll. Aus dem verschiedenen Geschmacke der Zeit, des Ortes, der Religion, des Alters, des Standes und des moralischen Charakters fließen freylich verschiedene Urtheile, in welchen die Menschen einander so widersprechen, daß jeder Recht hat, der nach den Umständen urtheilt, in welchen er sich befindet, wenn nur (und dies ist die einzige Einschränkung) sein Ur-

theil

theil dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit nicht widerspricht.

Mit diesen besondern Regeln der Schönheit dürfen diejenigen nicht verwirrt werden, die sich auf Trugschlüße gründen, auf falsche Meinungen, auf Sektengeist, auf eine übertriebene Nachahmung und überhaupt diejenigen, welche das Wesentliche eines unrichtigen Geschmacks ausmachen. Das Vorurtheil, welches wir für einen Menschen haben, verblendet uns oft, daß wir seine Fehler selbst in Tugenden verwandeln und sie als ein würdiges Muster zur Nacheiferung uns vorstellen. Was wir mehrmahlen thun, wächst endlich zu einer Fertigkeit an; wir werden es also gewohnt, falsch zu urtheilen und unser Geschmack bekömmt nach und nach eine ganz verkehrte Richtung. Die Eigenliebe beredet uns hiernächst, daß alles das, was von uns selbst herrührt, gut, wahr und schön seyn müße; wir werden durch sie immer mehr in unserm Wahne bekräftiget und dieser wird endlich Herr über uns selbst, unterdrückt völlig die Stimme der Vernunft und des guten Geschmacks, und so entstehen in uns neue Regeln zu handeln, zu denken, zu empfinden, zu begehen, die oft selbst dem allgemeinen Geschmacke der menschlichen Natur, ohne daß wir es auch nur wähnen, zuwider sind. Dies ist der Ursprung eines unrichtigen Geschmacks, welchen man durch die

Lehre von der Veränderlichkeit der Ideen der Schönheit auf keine Weise vertheidigen will.

Nach diesen Gedanken, die ich bißher vorgezeichnet habe, betrachte ich nun die Werke der Kunst und die Regeln, nach welchen sie zu beurtheilen sind. Ein jedes Kunstwerk enthält eine Mischung von allgemeinen und von besondern Schönheiten; von **allgemeinen**, weil der Verfaßer ein Mensch ist und für Menschen schreibt; von **besondern**, weil er ein Mensch in concreto ist und für Menschen in concreto schreibet, deren Denkungsart und Geschmack durch den Zusammenfluß verschiedener Umstände eine besondere Bildung und Farbe bekommen hat. Da sein Werk für seine Leser **sinnlich** seyn soll, so muß er den Weg in ihre Empfindung auf derjenigen Seite suchen, wo er sie offen findet, und folglich sich ihrer Schwäche, ihrer besondern Neigungen und anderer Umstände bedienen, sie zu seinem Vortheil einzunehmen und zu rühren. Manche Dinge wird er auf diese Art einweben, die nur für diejenigen einnehmend und schön sind, für welche er zunächst geschrieben hat, nicht aber für andere, die an einem andern Orte, zu einer andern Zeit seine Werke auch lesen möchten. Ist er deßwegen tadelhaft? So wenig als ein Redner, der mit deutschen Zuhörern deutsch redet. Aus diesem Gesichtspunkte sind die **alten** und die **ausländischen** Meister zu beurtheilen; **jene** nach ihrer Zeit, **diese**

nach dem Orte, an welchem sie ihre Werke verfertiget haben; und diese Anmerkung erstreckt sich auf alle Eigenschaften, die entweder Bestandtheile der künstlichen Schönheit sind, oder aus ihr fließen und mit ihr müßen verbunden werden, auf das Große, Erhabene, Wahrscheinliche, Rührende, Neue und Wunderbare, selbst auf das Lächerliche und Belachenswerthe. Homer, welche elende Figur würde der alte Mann machen, wenn wir ihm alle **besondere Schönheiten** seiner Zeit, seiner Nation, seiner Religion rauben und ihm nur diejenigen laßen wollten, die auch für uns, zu unserer Zeit, unter unserm Himmel noch Schönheiten sind! Wir wollen die Kunst bewundern, mit welcher er durch **allgemeine Schönheiten**, in die **besondern** eingewebt, uns noch zu intereßiren weiß; aber ihn nachahmen? Scenen aus Griechenland unter den deutschen Himmel verpflanzen? Da sey Gott für! Wenn aus dem ganzen Homer für uns etwas nachzuahmen ist, so sind es nicht seine Schilderungen, nicht seine Vergleichungen, selbst seine Fabel ist es nur einigermaßen; es ist die Manier, mit welcher er den **Griechen**, erst als **Menschen** und dann vornehmlich als **Griechen** täuschet und hinreißt. Diese Manier laßt uns durch den Kunstgriff der **Reduction** übertragen auf unsere Sitten, auf unsere Denkart, auf das, was wir schön finden; diese einzige unter allen Arten der Nachahmung ist männlich; die übrigen sind bald jugendlich, bald kindisch, bald sclavisch, bald noch etwas

schlimmeres; was ich nicht nennen mag. Die Schönheit der Alten ist nicht allemahl Schönheit für uns; sie zu verehren, ist billig: aber immer sie nachzubilden, ohne sie keinen Schritt zu wagen, das heist sein eigen Genie verleugnen und, um nur kein Perrault zu seyn, ein Mathanasius werden.

Kein Werk der Kunst hat jemahls das Glück gehabt, in allen Punkten allen zu gefallen. Die Ursache dieser Verschiedenheit der Gesinnungen ist sehr deutlich. Man muß einen überaus verderbten Geschmack haben, um allgemeine Schönheiten nicht zu schmecken, die der Verfaßer angebracht hat. Aber man kan einen sehr richtigen Geschmack besitzen, der sich doch gegen gewiße Dinge sträubet, die unserer Denkart zuwider sind, und die der Denkart des Verfaßers und seiner Zeit gemäß waren. Daher sind die Stimmen mehrerer Kunstrichter oft so getheilt, daß sie alle einander widersprechen und in vielen Fällen zugleich alle Recht haben. Mir ist es ein wahres Gedankenfest, eine Erhohlung, wenn ich Muße habe, die Critiken zu lesen, zu prüfen, die der ältere Scaliger über den Homer gemacht hat. Ich finde, wenn ich ihn lese, der Mann hat Recht; aber ich finde, wenn ich nun meinen Homer lese, Homer hat auch Recht. Scaliger versetzt den Griechen in einen falschen Gesichtspunkt; er vergleicht ihn mit dem Römer und dann, nach römischer Denkart beurtheilt, muß jener verlieren. Aber nun kritisire mir einmahl ein jüngerer Scaliger den Virgiel, nach deut-

deutschen Sitten, aus dem Cirkel der Qviriten, wo er seine Aeneide vorlaß, herausgehoben; wie viel wird der Schwan von Mantua noch übrig behalten, was er in Leipzig singen könnte? Oder wie wenig? — So vergleiche ich die gegenseitigen Urtheile der Franzosen und Engelländer über die Henriade und über das verlohrne Paradies. Ueber dieses hat mancher geschmackvolle Marqvis sich krank, oder gesund gelacht; der Lord studirt es und hebt es mit einer Ehrfurcht, die beynahe Aberglauben ist, so auf, wie der türkische Pfaffe seinen Koran. Die Henriade hat, vielleicht bey mindern Verdiensten, ein ähnliches Schicksal. Der Deutsche läßt sie durch Herrn **Elias Caspar Reichard** übersetzen; der Engelländer verachtet sie und einer der vornehmsten Kunstrichter unter den Insulanern verspricht ihr kein langes Leben. Dagegen sagt noch in diesem Jahre ein gewißer d'Ussieux: *) Virgile tiendrait à honneur d'associer la Henriade à l'Enéide. — Et Mr. de Voltaire est peut-être le seul Poëte épique depuis Virgile, qui ait vu donner à son ouvrage les Eloges qu'il merite. — Widersprechender könnten diese Urtheile gewis nicht seyn. Ein anderer Kunstrichter würde Partie nehmen; ich aber nehme keine und laße jedem seinen Geschmack. Beyde haben Recht; die

*) Essay sur l'Etat actuel de la litterature françoise, (ein trocknes Werkgen.) S. 29 f. f.

Henriade ist für den Franzosen, Milton für den Engelländer und für die, deren Genie eine brittische Wendung hat. Ein jeder kan also dem andern das seinige laßen und das, was ihm gehört, für sich behalten.

Darf ich nun noch fragen, ob einige Regeln der Kunst und der Poesie veränderlich sind? Allerdings, der Archivar mag sagen was er will, giebt es Schönheiten, die nur der Nation, des Ortes und der Zeiten sind, nicht gleich alt mit den Sachen, und oft nur die Gesetze unserer Welt, unserer Sprache, unserer Philosophie — die jüngsten Schönheiten, wie wir, zu reden mit Herrn Johann Jacob Bodmer, die jüngsten Kunstlehrer sind. Man kan wohl, wenn man will, aus den veränderlichen Regeln der Kunst höhere Grundsätze absondern, die allgemein und nothwendig sind. Man kan, zum Beyspiel, dem Dichter, dem Mahler das Gesetz einschärfen: Richtet euch nach dem Geschmack eurer Zeit, eurer Nation, wiefern solcher nicht dem allgemeinen Geschmacke der Menschheit geradezu widerspricht. Aber es ist ein metaphysischer Betrug, wenn man so unbestimmte Regeln für brauchbare Regeln der Schönheit verkaufen will. Lieber gleich das eingestanden, was nicht zu leugnen ist, daß die Poesie die Biegsamkeit eines Hofmanns hat, der

immer

immer eine Tinctur von dem annimmt, was um ihn herum ist, und die Kunst versteht, sich alle mögliche Gestalten zu geben, nur keine solche, in welcher er lächerlich wird.

Wie sind aber die veränderlichen Regeln der Kunst von denen zu unterscheiden, die keine Ausnahme leiden, die ewig, wie die Wesen der Dinge und älter als die Welt sind? Theils durch das Gefühl einer innerlichen Nothwendigkeit, etwas für schön oder häßlich zu halten; theils durch das Urtheil des Publicum zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Umständen. Das erste Merkmahl ist vom Longin und das andere vom Dübos. „Durch das wahrhafte Hohe, sagt jener, (und was er vom Erhabenen saget, gilt auch vom Schönen) wird die Seele von Natur entzückt und eine Stelle kan unmöglich erhaben seyn, die ein Mann, der Geschmack und Gelehrsamkeit hat, einigemahl anhöret, ohne durch dieselbe gerührt zu werden.„ Wir bemühen uns zuweilen etwas zu tadeln, etwas häßlich zu finden; und wir fühlen troz aller Bemühung, daß eine innere Stimme uns sagt: dies ist schön! In diesem Falle können wir versichert seyn, daß die Regel, welche aus einer solchen Empfindung gezogen wird, würklich allgemein ist.

Gesetzt aber, daß unser Urtheil uns selbst nicht zuverläßig genug scheint, daß wir selbst in uns ein Mis-

trauen

trauen setzen; gut! wir wollen also das Publicum zu Rathe ziehen, von welchen Dübos schon längst uns versichert hat, daß es von Werken der Kunst beßer urtheilt, als alle Kunstrichter. Unter dem Publicum (wenn sein Urtheil völlig allgemeine Regeln festsetzen soll) verstehe ich alle geschmackvolle Leute von Anbeginn der Welt, oder der Schriftsteller an bis auf diese letzte betrübte Zeit und alle Zeiten, die noch folgen werden. Was diese einstimmig, oder wenigstens, wenn vielleicht einige noch von Parteylichkeit verführt worden, durch die Mehrheit der Stimmen für schön erklären, das ist schön. Bey einer Uebereinstimmung von tausend empfindenden Seelen kan man tausend gegen eins wetten, daß man nicht irren werde, wenn man eben so urtheilt wie sie. Ich rede von Schönheit, nicht von Wahrheit; denn diese hat in gewißen Fällen weniger Macht über die Menschen als jene.

Dies ist der Grund, auf welchen ich in einigen folgenden Briefen an meine Freunde bauen werde. Ihnen, mein Theurester Herr, unterwerfe ich meine psychologischen Träume; und ich gestehe es gern, daß ich bey Ihrem Urtheile nicht gleichgültig seyn kan. Ohne Verbeugungen, aber mit aufrichtiger Gesinnung bin ich u. s. w.

Vierter Brief

an den Herrn Canzleydirector

Wieland.

Vierter Brief
an den Herrn Canzleydirector
Wieland.

Sie können nicht glauben, mein theurester Freund, wie sehr ich mich freue, daß nach Geßnern und Zimmermannen ich der dritte bin, der Ihren Idris gelesen hat. Ein Stück des vortreflichen Gedichts hatte vorher schon Herr Klotz in seiner deutschen Bibliothek abdrucken laßen; allein mit Recht klagen die meisten Leser, daß dieses Fragment für sie zu dunkel sey, weil es zu sehr aus der Verwickelung der Begebenheiten herausgerissen ist. Alle aber wünschen mit Einem Munde, das Ganze zu sehen und noch nie ist wohl von dem feinern Theile des Publici ein Werk so begierig erwartet worden, als dieser Idris, den ich jetzt in meinem Pulte habe. Nur noch ein einzigesmahl muß ich ihn durchlesen;

und

und dann mit der nächsten Post schicke ich die Handschrift an Herrn Weiße, der ihren Eingang in die gedruckte Welt befördern wird.

Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Don Sylvio die Gestalt seiner unbekannten Prinzeßin war; das ist für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Ueberall find ich sie, auch wenn ich sie nicht suche; sie läßt sich einholen, ohne daß ich ihr nachlaufe; immer verfolgt mich der Gedanke und beynahe:

il monte en croupe et galope avec moi.

Geschwind muß ich also eine Stelle aus dem Idris abschreiben, die mir so erwünscht ist, als wenn sie mit Fleis mir zu Gefallen gemacht wäre. Zerbin (im dritten Gesange) war unter Gnomen erzogen worden, ohne jemahls eine menschliche Gestalt als die seinige gesehen zu haben. Er mag selbst reden:

Hier war es, wo ich mir bewust zu seyn begann.
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Säuglingsalter an,
Von menschlicher Gestalt gesondert, unter Schaaren
Grotesker Gnomen auf, und war mit achtzehn Jahren
Von allen Höflingen des Königs Cormoran,

Der

Der Damen Urtheil nach, geziert mit allen Gaben,
Die ein VerjährungsRecht an ihrer Gnade haben.

Zerbin fand unter den GnomenMädgen vielen Beyfall, und der Vorzug, den er vor ihren misgeschaffenen Stutzern hatte, machte ihm mehr Herzen unterthänig,

Als je ein junger Herr, der aufs Erobern zog,
Auf Einen Blick erlegt zu haben log.

Allein GnomenLiebe konnte für ihn keine Reize haben;

Man kennt die Reizungen, womit Gnomiden prangen;
Zum mindsten waren sie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Ueberfluß von Lieblichkeit bewust;
Hier trotzten mir zwo kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine breite Brust.
Für einen dritten war ihr Wettstreit eine Lust;
Doch mich, den unverletzt so viele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz andre Träum' am Schlafen.

Nämlich eine dunkle Ahndung sagte es ihm, daß es Geschöpfe gäbe, die ihm ähnlicher wären, als die, welche er um sich herum sah, und daß er gemacht sey, etwas beßers zu lieben, als Gnomiden.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit mein Herz noch beßer kennen.

Der junge Gnom, mein Freund (das heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel so zu nennen)
Fieng an, für ein Geschöpf, das einem Aeffgen glich,
(Doch nur in meinem Aug') in voller Glut zu brennen.
Denn in der GnomenWelt gestand ihr selbst der Neid
Den Preiß der Liebenswürdigkeit.

Wir stritten oft, wenn er mit aller Schwärmerey
Der Leidenschaft mir schwur, daß ihre AdlersNase
Der Thron des LiebesGottes sey,
Und daß kein FrühlingsWind aus rundern Backen blase;
Mir schien es, wenn ich ihn so reden hört', er rase,
Ihm schien mein Urtheil Raserey.
Wir sahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dies besondere Gedanken.

Wie, dacht ich, müßt ein Mädgen seyn,
Mir Aug und Herz zugleich zu rühren?
Kan diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und seine Venus ist ein Mißgeschöpf? — doch nein!
So will es die Natur: ihr Trieb ist allen Thieren
Gemein; ein jegliches nimmt seines Gleichen ein;
Der Pfau gefällt dem Pfau; die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt, daß er lieblich heule.

Und

Und wer unter allen hat nun Recht? Zerbin, der Gnome, der Pfau, oder die Eule? Alle, alle haben Recht, wenn nur jeder bey seiner Empfindung, bey seinem Geschmacke sich beruhigt und nicht das Urtheil eines andern deswegen verdammet, weil es dem seinigen widerspricht. Sind dies nicht, mein Freund, eben die Gedanken, die Sie schon an einem andern Orte in einem Gespräche zwischen Ich und Du vorgezeichnet haben? Ich muß die Stelle nur auch abschreiben, wenn es gleich unschicklich scheinen dürfte, daß ich Sie aus Ihren eigenen Büchern unterhalte.

„Es ist schon långst beobachtet worden, daß das Terentianische: tu si hic esses, aliter sentias, wenn der gehörige Gebrauch davon gemacht würde, ein fast allgemeines Mittel gegen alle die Widersprüche, Irrungen und Zwistigkeiten wåre, die aus der Verschiedenheit und dem Zusammenstoß der menschlichen Meinungen und Leidenschaften zu entstehen pflegen.

Für einen bloßen Zuschauer der menschlichen Thorheiten, wenn es anders einen solchen giebt, kan nichts lustigers seyn, als eine ganze wohl policirte Gesellschaft von moralischen Egoisten beysammen zu sehen, wovon immer der eine dem andern seine Personalitåt streitig macht, und nichts geringers zu fordern scheint, als daß

 alle

alle andere in allen Sachen und zu allen Zeiten gerade so empfinden, denken, urtheilen, glauben, lieben, haßen, thun und laßen sollen, wie er; welches in der That eben so viel sagen will, daß sie keine für sich selbst bestehende Wesen, sondern bloße accidentia und Bestimmungen von ihm selbst seyn sollen.

Es ist wahr, unter allen diesen Egoisten ist keiner unverschämt genug, diese Forderung geradezu zu machen; aber indem wir alle Meinungen, Urtheile, oder Neigungen unserer Nebengeschöpfe für thöricht, irrig und ausschweifend erklären, sobald sie mit den unsrigen in einigem Widerspruche stehen: was thun wir im Grunde anders, als daß wir ihnen unter der Hand zu verstehen geben, daß sie unrecht haben, ein Paar Augen, ein Gehirn und ein Herz für sich haben zu wollen.

Warum gefällt Ihnen dies, mein Herr?

Ich kan Ihnen keine andere Ursache davon geben, als weil es mir gefällt.

Aber ich kan doch unmöglich begreifen, was Sie daran sehen, das Ihnen so sehr gefällt. Ich für meinen Theil —

Gut mein Herr! das beweißt nichts; als daß mir etwas gefallen kan, das Ihnen misfällt. — —

Erhitzen Sie sich nicht, meine Herren, sagte ein Dritter, der diesem Streite zwischen Ich und Du zugehört hatte. Sie könnten noch einen halben Tag disputiren, ohne daß einer den andern bekehren würde — und wißen Sie wohl warum? — die Ursache ist ganz natürlich — weil Sie beyde Recht haben. Tu si hic esses, aliter sentias. „ *)

„ Der Ich, sagt Ihr Ulmischer Landsmann Abbt bey „ dieser Stelle, scheint die Sache ein bißgen zu weit zu „ treiben. Denn wenn der erste beste Anschein, den „ jeder von einer gewissen Sache bekömmt, hinreichend „ ist, ihre Güte in Absicht auf ihn zu entscheiden, wenn „ kein anderer weiter darüber urtheilen kan: so giebt es „ gar kein billiges Gesetz mehr, keine gerechte Forde„ rung mehr an die Menschen. „

Wenn von Güte, wenn von Handlungen die Rede ist, welche den Gesetzen unterworfen sind; dann mag der Censor Recht haben. Aber der Ich hat auch

 Recht,

*) Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, 5tes Buch, 7tes Capitel, S. 351. f. f.

Recht, wenn er bloß solche Dinge versteht, die für den Richterstuhl des Geschmacks gehören. Sein Geschmack muß es entscheiden, was für ihn schön seyn soll; mag doch der Du anders urtheilen; was gehet das uns an, die wir weder Ich noch Du sind?

Warum verlachen wir nun den Schwarzen, der in eine schwarze Schönheit mit gepletschter Nase und aufgeworfenem Munde so verliebt ist, als wir andern in unsere rosenwangichten Mädgen? Nach der Verschiedenheit des Erdstrichs ist die Bildung der Menschen verschieden, und unsere Urtheile von der Schönheit richten sich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich ist. Der Mohr schafft sich also in seiner Phantasie das Bild der vollkommensten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die schönste Gestalt erblicken, die unter unserm Himmel gedacht werden kan. Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anstand, die Gebräuche haben bey jeder Nation gleichfalls ihre einheimische Form; alles ausländische ist dieser Nation fremd und sie mus sehr demüthig seyn, sehr zur Nachahmerin geschaffen, um es zu bewundern. Wenn sie patriotisch denkt, so liebt sie ihre eigenen Sitten und diese sind der Entscheidungs-Grund, nach welchen sie ausspricht, was für sie schön oder häßlich ist. Es sey, daß sich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geschmack, wenn er richtig seyn soll, in dergleichen Punkten zu leiten ist; und vielleicht sehn wir in unsern theorienreichen

Zeiten

Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dormeusen und des Haarputzes. Die Regeln für die Eine Nation, mit Erlaubniß des Herrn Beaumont Coëffeur dans les quinze-vingts, sind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien, noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geschmack entscheiden muß, nicht der allgemeine, sondern der Geschmack der Zeit und der Nation. Will hier Ein Volk dem andern seinen Geschmack aufdringen, so handelt es wie ein Kopf à la Cabriolet, der es nicht leiden will, daß ein anderer à la Meaupeau geputzt ist. *)

Noch sinnlicher ist der Unterschied bey solchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menschliche Bedürfniße bestimmt sind; dergleichen sind Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, sich abzukühlen; der Ruße, sich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermischt sich in solchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für diese Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben. Setzt eine kühlende Grotte aus den römischen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer

*) Eine Stelle aus **Schmollets** Reisen, die sehr zu meinem Zwecke dient, ist zu natürlich, als daß ich sie abschreiben könnte. Wer nicht ekel ist, der mag sie (S. 42 bis 45.) selbst suchen.

eines Rußischen Gouverneurs nach Capua; wie lächerlich! werdet ihr sagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläste nach italiänischer Bauart aufgeführt würden?

Mit dem sittlichen Ideale und den moralischen Gesinnungen hat es eine ähnliche Bewandniß. Alle Urtheile der Menschen über solche Punkte fließen aus ihrem nationalen Charakter und aus ihrer besondern Denkart; sie entfernen sich also so weit von einander, als verschieden die Mischung der einzelnen Züge zur Bildung des ganzen Charakters ist. Wer den Geist des Spaniers kennt, den wird es nicht befremdden, daß ein Don de la *** den Meuchelmord für erlaubter hält, als den Zweykampf; daß der Vater seinem ersten Sohne eine Frau, und den übrigen Beyschläferinnen besorgt; daß ein Edelmann mit Mantel und Degen ein Almosen nicht heischt, sondern als ein Darlehn bittet; daß ein arragonischer Bauer zugleich stolz, geizig und faul seyn kan, und daß der spanische Stutzer seinen Galawamms noch immer nach dem Muster seiner erlauchten Ahnen zuschneiden läßt. Der Franzose ist flatterhaft, eitel, eingebildet, immer mit sich beschäftiget, höflich mit einer Beredsamkeit, wobey er nichts denkt, mit Worten, die ihm nichts kosten, auf eine unerträgliche Art dienstfertig, aufmerksam auf Kleinigkeiten, bey wichtigen Dingen leichtsinnig, verliebt und fühlbar auf der Oberfläche und unempfindlich im

Grunde, heute dies, morgen etwas anders. So viel sich dieser auf seinen König einbildet, so stolz ist der Engelländer auf seine Freyheit. Diese, auch da wo er sie sich nur einbildet, ist sein Steckenpferd; sie trägt ihn fort und belebet alle seine Handlungen. Daher ein gewißer Eigensinn, der sich durch nichts lenken läßt, was das Ansehen eines Befehls hat. Daher ein heimlicher, nicht selten öffentlicher Stolz, den sich der Britte wegen eines wahren, oder angeblichen Vorzugs über andere nicht so freye Nationen anmaßet. Daher und aus der natürlichen Melancholie der Engelländer die sonderbare, anfangs kaltsinnige Laune, die sie vor allen andern Geschlechtern der Menschenkinder auszeichnet. Wenn nun ein Dichter, der für seine Nation schreibt, sich ihr gleich stellt, Erhabenheit und Niederträchtigkeit, Sitten und Anstand nach ihren Begriffen formt; darf ihn ein fremder Kunstrichter tadeln, der aus seinem Vaterlande andere sittliche Ideen, andere Gebräuche, andere Grundsätze mit gebracht hat? Mit nichten! Shakspear soll immer der Lieblingspoet der Engelländer seyn und bleiben; Don Lopez de Vegas der Spanier; Corneille der Franzosen; wir wollen keiner Nation ihr Eigenthum rauben, aber auch für uns das unsrige behalten und nicht geradezu solche Originale nachahmen, die für uns nicht gemacht sind.

Die Ursachen von dieser Verschiedenheit des Geschmacks und der Gesinnungen liegen theils in dem Cli-

ma, theils in der Mode, in dem Herkommen und in NationalVorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich schon berührt habe, in der Verschiedenheit des Endzwecks bey solchen Dingen, über die der Geschmack richten soll.

Ein heißes Clima giebt der Empfindung eine gewiße Trägheit, die aber in Heftigkeit übergehet, sobald sie geweckt wird. Ein gemäßigtes Clima bringt Geschwindigkeit in den Geist, wie in den Körper; und ein kälteres mildert dieselbe, mehr oder wenig, nachdem es weiter, oder näher vom Mittelpunkte absteht. Wenn ich das Clima nenne, so verstehe ich bloß den Abstand vom Aequator; noch andere Umstände tragen gleichfalls das ihrige bey zur Veränderung der Charaktere und der Denkarten. Dergleichen sind die Luft und die Theile, die in ihr schwimmen, angränzende Meere, Flüße, Sümpfe, Berge, Thäler, Wildniße, Wälder, die NahrungsMittel, die Lebensart und hundert unwichtigere Dinge, die in die Naturgeschichte der Menschheit gehören. Es ist, zum Beyspiel, gewiß, daß die Seele der Beyhülfe des Körpers im Denken und Empfinden nicht entrathen kan; die Beschaffenheit seiner Fibern und Nerven, des Nahrungssaftes und der Lebensgeister wird also auf alle Würkungen der Seele einen merklichen Einfluß äußern. Jetzt geben

ben Sie einmahl einem Menschen ein Jahrlang keine andere NahrungsMittel, als SchiffsZwieback, grobes Gemüße und dickes Bier; ich wette, seine Denkart wird bald den Speisen, die er genießet, sehr ähnlich werden. Kehren Sie die Diät um und ich hoffe, Sie werden entgegen gesetzte Würkungen spüren, wofern der Mensch, an welchem das Experiment gemacht wird, nicht ganz von der Natur verwahrloset ist. Wir andern also wollen es einem Menschen, der grob speißt, nicht verdenken, wenn er grob denkt; seine Seele kan sich, in keiner andern Richtung, mit keiner andern Geschwindigkeit bewegen, als nach welcher und mit welcher sie gestoßen wird.

Hätten wir ein System, eine Philosophie der Mode, so würden wir ihre Herrschaft in ihrem ganzen Umfange ausmeßen und es begreifen können, wie groß ihre Würkung auf unsern Geschmack sey. Oder vielmehr sie selbst ist nichts anders, als unser Geschmack, wiefern er durch das Vorurtheil des Ansehens auf einen gewißen Punkt ist gelenkt worden. Von Natur sind wir geneigt, alles was über uns ist, zu bewundern; und unsere Eigenliebe heißt uns es nachahmen, damit uns wieder andere bewundern sollen, von welchen wir glauben, daß sie unter uns sind. Jeder Mensch hat in seinem LieblingsFache ein gewißes Ziel, welches er zu erreichen gedenket und er glaubt es dann

zu erreichen, wenn er eben das thut, was andere vor ihm gethan haben, von welchen er überzeugt ist, daß sie ihn übertreffen. Laßt mir nun diese OriginalGenies seyn, so werden sie sich überall neue Wege bahnen, sich dadurch Vorzüge erwerben, die andere nicht haben; und diese werden jenen nachlaufen, um nur das zu werden, was die ersten sind. Wenn in einem Lande die Moden selten verändert werden, oder wenn es die seinigen allemahl aus andern Ländern herhohlen muß; so ist dies allemahl ein Beweis, daß es wenige OriginalsGenies hervorbringt. Wohl verstanden, daß ich nicht allein von den Moden in der Kleidung und im äußerlichen Betragen rede; die Litteratur, der Krieg, das Regiment haben so gut ihre Moden als der Zuschnitt unserer Gewänder und der Tact unserer Verbeugungen. Auch unter dem PygmäenGeschlechte der süßen Herren, zu ihrer Ehre seys gesagt, giebt es OriginalKöpfe, die durch ihre, so Gott will, wichtige Erfindungen Gesetzgeber für andere werden, die ihnen am schöpferischen Geiste nicht gleichkommen. Oder wenn jene es nicht sind, so sind es ihre CammerDiener, ihre Schneider, ihre Putzmacherinnen und die übrigen Minister der Königin **Eitelkeit**. *) Nicht beßer gehet es uns, die wir von andern, die weniger wißen als wir, Gelehrte genennt werden, oder uns selbst so nennen. **Wolf** demonstrirte sich zum großen Manne; und tausend öde Köpfe liefen ihm nach, um eben so gros

*) S. Smollets Reisen. S. 64. f. f.

groß zu werden, wie er. **Klopstok** ward durch ein Bändgen Hexameter berühmt; seine Nachahmer schrieben Bände und wurden — nichts. Das schlimmste ist dies, daß insgemein das seruum pecus in den Moden bloß auf das äußerliche verfällt, wie ein Stutzer so schön zu seyn glaubt, als ein anderer, wenn er sich, wie dieser, à l'aile de pigeon frisiren läßt. So schufen Friederich und sein großer Vater ein ganz neues Heer, zum Unglück gaben sie ihren LandsKnechten kurze Röcke, und gleich glaubten andere, auch Preußische Krieger zu haben, wenn sie die Kleidung ihrer Soldaten um ein Drittheil abkürzten. Auf diese Art entstehen alle Moden; auf eine ähnliche Art gehen sie unter. Ein Mann vom ersten Range schämt sich, vermöge des Bewustseyns seiner Größe, das auch zu thun, was er von andern wahrnimmt, die er verschiedene Stufen unter sich erblicket. Sobald also die Mode, die er angehoben hat, unter den Pöbel verfällt, so ist sie für ihn zu niedrig und er schafft durch sein verändertes Beyspiel eine neue, die nicht viel länger dauren wird, als die erste. Wenn nun aber eine Mode sich solange erhalten sollte, (und wir haben einige Fälle, wo es geschehen ist) daß sie selbst mit der nationalen Denkart zusammenflöße; dann wird sie, wie das **Herkommen** in bürgerlichen Rechten, Kraft der Verjährung selbst für den Geschmack ein Gesetz, welches zwar in CollisionsFällen den allgemeinen Regeln der Schönheit nachstehen muß, aber doch außerdem immer seine Verbindlich-

keit

keit behält. Wir wollen von dieser Bemerkung selbst irrige Religionen nicht ausschließen, die wir alle Moden aus der Nachahmung, mit Hinzufügung einer guten Dosis von Enthusiasmus, entstanden sind. Wir wollen also den chinesischen Dichter, der mit der Zeit eine Confuciade singen wird, nicht nach solchen Regeln kritisiren, die wir aus unserm Klopstok genommen haben; sondern erst die Denkart, die Gebräuche und die Religion seines Landes studiren und dann über ihn richten, aber behutsam; nicht gleich ihn verdammen, besonders da, wo wir argwohnen müßen, uns nicht genug in seinen Standort versetzt zu haben. Wie würde es uns däuchten, wenn ein Journalist in Peking nach chinesischen Gesetzen die Meßiade beurtheilen wollte? Kehren Sie die Verhältniß um; so habe ich das, was ich will.

Ueberdies sind wir gewohnt, immer die Dinge nach einer gewißen Gleichförmigkeit mit demjenigen zu meßen, was wir an uns selbst wahrnehmen; auch diese Eigenschaft des Menschen, die immer eine Schwachheit seyn mag, verändert den Geschmack und die Urtheile über das Schöne. Der Philosoph setzt die Philosophie, und gemeiniglich nicht die Philosophie überhaupt, sondern seine eigene zum Maasstabe der Gelehrsamkeit: so macht es der Philolog, der Geschichtskundige, der Dichter, der Litterator — und wer macht es nicht so? Wenn wir noch tiefer in unsere Natur schauen, so fin-

den wir dieses Vorurtheil selbst in unsern Ideen von der Gewißheit, von der Wahrscheinlichkeit, von der Sittlichkeit und am meisten von der Schönheit. Von dieser abstrahiren wir die meisten Begriffe aus uns selbst, oder aus dem, was um uns herum ist; wie wollen wir diese einem andern aufnöthigen, der sie aus sich und aus dem nehmen kan, was um ihn her ist. Einen weißen Menschen hält der weiße Mensch aus eben der Ursache für schön, aus welcher der schwarze ihn häßlich findet. Und unsere weiße Menschinnen können in dem Auge eines Mohren nicht schön seyn, er müste denn, welches ich nicht hoffen will, seine mohrische Natur gänzlich abgeleget haben. Abstrahirte Gesetze dürfen auf nichts angewendet werden, als auf das, wovon man sie abstrahirt hat, oder auf etwas ähnliches, weil Dinge, die man mit einander vergleichen will, nothwendig homogen seyn müßen. Wie fern also mehrere Menschen heterogen sind, sofern sind es auch ihre Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit, ohne daß der eine sagen kan, er allein habe Recht.

Von den abstechenden Meinungen, die nach verschiedenen Umständen aus der Verschiedenheit des Endzwecks gewißer Dinge entstehen, habe ich schon geredet. Der Americaner mahlt sein Gesicht mit bunten Farben, nicht um liebenswürdig, um seinen Feidnen fürchterlich zu seyn. Die Schöne in Paris thut fast eben das, nicht um fürchterlich, um liebenswürdig zu werden.

den. Abscheulich ist jener im Auge der letztern; lächerlich vielleicht diese im Auge des erstern, und beyde für sich selbst schön genug. Jeder hat Recht, wenn er nur über sich urtheilet, und Unrecht, sobald er den andern tadeln will, weil er nicht ist, wie er selbst.

Wenn endet das Geschwätz? wird ein Kunstrichter fragen, der sich nicht besinnt, daß ein Schriftsteller gern lange von seinen LieblingsGrillen spricht, wie ein Verliebter mit seinem Mädgen, wenn gleich die Umstehenden gähnen. — Doch soll es gleich enden, wenn ich nur zuvor die Anwendung deßelben auf die Dichtkunst und auf die Critik gezeigt habe.

Nicht die bekannte Lehre vom Costume will ich hier noch einmahl vortragen, wenn sie gleich in dieses Fach gehöret und aus der Verschiedenheit des Geschmacks erklärt werden muß. Ich merke nur an, daß das Gewöhnliche nicht nur in einzelnen Theilen des künstlichen Werks zu beobachten ist, in den Charakteren, Kleidungen, Sitten, Reden und Handlungen der Personen; sondern selbst auf gewiße Art im ganzen Bau, in der Anlage, im Styl und im Tone. Ein Autor, der schreibt, um von seinen Landsleuten gelesen werden, muß soviel Condescendenz haben, daß er ihrem Geschmacke, wenn er auch verderbt seyn sollte, wenigstens etwas nachgiebt, wenigstens einigermaßen seine

Leyer

Leyer in dem üblichen Ton stimmt. Wenn also die Nation das collossalische, das ungeheure, das wunderbare liebt, so soll er, wie Milton, hierinnen sich ihr gleichstellen und gerade das zur Grundlage seines Werks machen, wovon er weiß, daß es die meisten schmecken werden.

Erlaubt sey es dagegen einem andern, einem Ariost, in Betracht seiner Zeit und seiner Landsleute, das heroische und lustige zu mischen, poetische Erdichtungen mit Ammenmährgen, und ein so verwickeltes Ganzes zu schaffen, daß man beynahe eine Fee nöthig hat, um den Faden nicht zu verlieren. — Ich will selbst Lohensteinen seinen Schwulst nicht so hoch anrechnen, als man insgemein zu thun pfleget, weil ich die Zeit kenne, in welcher er geschrieben hat. Ampullas verlangte damahls der Leser und sesquipedalia verba; der Schriftsteller bequemte sich nach dem Geschmacke der Zeit, flocht aber in eine Reihe von übertriebenen Metaphern und Gleichnißen noch immer so viel gründliche Gedanken ein und oft so gut gesagt, daß wir darüber seinen Schwulst leicht vergeßen können. — Die große Kunst ist freylich die, zugleich seinen Zeitgenoßen zu gefallen und auch ein Schriftsteller für die Nachwelt zu werden. Verschiedene Werke sind für die Zeiten und für die Umstände, unter welchen sie erschienen, sehr gut gemacht; allein mit den Zeiten ändern sich die Umstände und dann will und kan sie niemand mehr lesen. Wer ließt jetzt

noch die Streitschriften von der Wolfischen Philosophie? Niemand, und bald wird auch niemand mehr Lust haben, einen Blick auf die neologischen Wörterbücher, Aesthetiken in einer Nuß, Vorspiele, Bodmeriaden, Gnissel, und andere gute, mittelmäßige und elende Schriftgen zu werfen. Liscow ist schon fast vergessen, weil die elenden Skribenten vergessen sind, die er an den Pranger stellte und weil man ihn nicht verstehen kan, ohne einen Sievers, Philippi, Rodigast und Manzel zu kennen, die man vielleicht nicht kennen will. Wenn aber ein Autor klug genug ist, um durch allgemeine Schönheiten die unter die besondern für seine Nation mit Weißheit hingestreuet werden, sein Werk für alle Leser und zu allen Zeiten intereßant zu machen; dann kan er stolz auf den Beyfall der Nachwelt und gewis seyn, daß sie seinen Nachlaß als ein Heiligthum bewahren wird. So **Swift**, der selbst in seinen persönlichen Satiren noch allgemein genug ist, um auch von uns, die wir nicht seine Landsleute sind, und von unsern Enkeln gelesen, verstanden und bewundert zu werden. So **Liscow** in seiner Schrift von der Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Skribenten, die eigentlich eine ganz besondere Veranlassung hatte und nur durch die Wendung allgemein wurde. Und so **Abbt** in seinem Auto da Fe', einer Satire, die völlig untadelhaft seyn würde, wenn sich ihr Verfasser hätte überwinden können, einige allzupersönliche Züge und einige Anspielungen auf heilige Dinge hinwegzulaßen.

Für

Für den Kunstrichter ist die Beobachtung von der Veränderlichkeit des Geschmacks fast wichtiger noch, als für den Poeten, dem ohnehin, wenn er ein guter Poet ist, sein Genius die nöthige Biegsamkeit giebt, durch welche er sich und sein Werk nach den Umständen der Zeit und des Orts zu formen weiß. Aber das kritische Geschlecht ist insgemein steif, weniger fähig zu empfinden und so zu empfinden, daß es sich in fremde Aussichten versetzt, als nach einigen wohlhergebrachten Regeln alles zu verdammen, was es für einen Fehler wider die Regel hält, da es doch oft nur eine Ausnahme ist. Mit der Erlaubniß dieser Herrn, verlange ich also, daß man nicht eher einen Dichter tadle, als biß man sich völlig in seinen Standort hineingedacht hat, in die Umstände, in welchen, in die Nation, für welche, in den Gegenstand, von welchem er dichtet, daß man ihn nicht nach Gesetzen beurtheile, die aus dem Aristoteles, Scaliger, Bossü, d'Aubignac citirt werden, sondern nach solchen, die man theils aus der allgemeinen menschlichen Natur, theils aus derjenigen Natur schöpft, die nach den Umständen veränderlich ist; daß man nicht alles verwerfe, was uns nicht gefällt, und was vielleicht andern mit

Recht gefallen konnte; und endlich daß man nicht den Werth Eines Dichters durch oft gehäßige Vergleichungen mit andern auf eine niedrigere Stufe herabsetze. Dinge, die man vergleichen will, müßen homogen seyn; und zween Dichter sind es niemahls, wenn sie beyde viel Genie haben, es sey denn, daß der zweete geradezu es unternimmt, Copist des ersten zu werden. Vergleicht man sie aber, weil man vielleicht eine ganz geringe Aehnlichkeit zwischen beyden wahrnimmt, so muß allemahl derjenige gewinnen, von dem man es vorher wünschte, daß er gewinnen sollte; oder, wenn man noch sehr unparteyisch ist, derjenige, deßen Werk man als die Basis annimmt, das Gedicht des andern dagegen zu halten und seinen Werth abzuwägen. Scaliger wuste es nach seiner Prädilection für den Virgil gewiß vorher, daß dieser den Homer weit übertreffen müste, noch ehe er die Parallele würklich gezogen hatte. Und wenn man dem Homer zur Rechten legt, den Virgil zur Linken, den Scaliger in die Mitten und so bey aufgeschlagenen Büchern seine Critiken prüft; dann findet man insgemein, was ich schon mehrmalen bemerkt habe, daß beyde Recht haben; Homer, nicht zu

seyn wie Virgil, und Virgil, nicht völlig zu seyn wie jener. Ich sehe es nicht gern, daß ein scharfsinniger Kunstrichter es noch vor kurzem durch sein Beyspiel erwiesen hat, wie sehr solche Parallelen verunglücken können, wenn sie nicht mit vieler Behutsamkeit fortgeführt werden. *)

Wie würde es Ihnen, mein Freund, gefallen, wenn ich Ihren Agathon mit dem Heliodor, die komischen Erzählungen mit Lafontäne, den Rosalva mit Donqvichotte, Idris mit dem Roland und den Musarion Gott weis mit was vergleichen wollte? In einzelnen Stellen mag es seyn; aber im ganzen, in der Anlage, in der Schreibart, im Tone — ums Himmels willen nicht! Und gleichwohl sind die Kunstrichter im Durchschnitte genommen zu nichts aufgelegter, als zu solchen Vergleichungen. So heist es zum Beyspiel: „die Stellung „ist vom Cervantes und die Farbenmischung vom Fielding„ — oder „der Verfaßer hat sich bald Fontänen, bald Corbillon, bald Marmonteln, bald einen „andern zu erreichen vorgesetzt„ woher, um Verge-

*) Der Verfaßer der Fragmente über die deutsche Litteratur.

bung, diese Anekdoten? Und cui bono? Ist es nicht vernünftiger, diesen Autor allein zu betrachten und den Geist seines Werks zu erhaschen *), als ihn mit Originalen zu vergleichen, an die er, um sie nachzuahmen, vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht gedacht hat?

Ich eile, an meinen Jacobi zu schreiben. Tausendmahl umarme ich Sie, mein theurester Freund! Leben Sie wohl!

*) saisir l'esprit de l'ouvrage.

Fünf=

Fünfter Brief

an den Herrn Professor

Jacobi.

Fünfter Brief

an den Herrn Professor

Jacobi.

Den Augenblick liegen aufgeschlagen drey allerliebste Bücher vor mir, alle dreye Geschenke von Ihnen, mein theurester Jacobi; die Romanzen des Gongora und zween Bände Briefwechsel zwischen Ihnen und Ihrem Gleim. (laßen Sie mich immer sagen, daß er auch ein wenig der meinige ist) — Ich lese diese Schriften mit Vergnügen und eine jede Stelle, die ich auch schon vorher gelesen habe, hat heute neuen Reiz für mich. Aber doch ist es mir, wenn ich nun die Bücher wieder hinweglege, als wenn mir noch etwas fehlte und als wenn ich noch ein Werk von Ihnen verlangen sollte, welches Sie,

wo ich nicht irre, mir und den Herren Klotz und Meusel einmahl versprochen haben. Wo bleibt die Fortsetzung der Meinhardischen Versuche über die Italiäner? Sind Sie zu sehr mit Ihren Gresset und Chaulieu, zu sehr mit Gleim und Freundschaft und idealischen Mädgen beschäftiget, um unsere Hofnung zu erfüllen? Nein, mein Freund, das leide ich nicht; ich nehme sie bey Ihrem Worte und drohe, wenn sie es nicht halten, Sie bey Gleimen und allen Amorn und Amoretten zu verklagen. Ich wüste auch niemanden, der so gut für ein solches Unternehmen geschaffen wäre, als eben Sie. Eine tiefe Einsicht in beyde Sprachen, ein feines Ohr, fähig den Wohlklang des welschen Dialekts zu empfinden und in den unsrigen überzutragen, ein zartes Gefühl für die höheren Schönheiten der Poesie, ein richtiger Geschmack, und eine hinlängliche Känntniß der italiänischen Litteratur; dies sind ohngefehr die Eigenschaften, die man haben muß, um etwas anders als Bachenschwanz, um ein Meinhardt zu werden. Und wenn Sie auch Ihre Bescheidenheit und Ihr Mistrauen auf sich selbst abhalten sollte, zu glauben, daß Sie diese Talente besäßen; so getraute ich mir allenfalls, bey Ihnen selbst Bürge für Sie zu werden. Das Publicum würde mich freylich nicht dafür annehmen und mein eigenes Capital nicht für hinreichend zu einem solchen Vorstande erkennen. Allein eben dieses Publicum — wird sich selbst unterschreiben, sobald von Ihnen und von dem Werke die Rede ist, wozu ich sie gern bewegen möchte. In der That,

Ihr Gongora und Ihre Anmerkungen über das Buch des Herrn Meinhards, die das beste Stück seines Denkmahls sind, geben Ihnen den ersten und vornehmsten Anspruch darauf. Besonders haben Sie durch einen vertrauten Umgang mit Ihrem Schriftsteller sich so sehr in seine Denkart und an seinen Standort gesetzt, daß alle Ihre Critiken, nicht fremd, sondern würklich einheimisch und für den Spanier national sind. Und diese Kunst, sich in fremde Aussichten zu versetzen, ist sie nicht die Haupteigenschaft des andern Meinhards, den wir hoffen? dem Kunstrichter so nothwendig, als dem Poeten?

Dem Poeten, damit im Ganzen und in einzelnen Zügen stets ihm alles auf eine geistige Art gegenwärtig sey, was zur Anlage seines Gedichts und zur Ausbildung deßelben gehört, der Charakter seiner Personen, die Umstände der Zeit und des Ortes, die Beschaffenheit der Scene, die ganze Reihe der Begebenheiten, selbst äußerliche Verhältniße, zum Beyspiel, die Leser, die er haben wird und haben kan.

Dem Kunstrichter, damit er völlig in eben dem Geiste lese, in welchem der Autor gedichtet hat; nicht diesem ein falsches Ideal unterschiebe; nicht ihn nach fremden Regeln beurtheile, die er nicht beobachten wollte, nicht durfte; damit er endlich nicht derjenigen Empfin-

pfindung folge, die er als deutscher Kunstrichter des achtzehendten Jahrhunderts hat, sondern derjenigen, die er haben würde, wenn er unter solchen Umständen Kunstrichter wäre, unter welchen der Dichter geschrieben hat.

In fremde Länder, in die mythologische Welt, in andere Zeiten, in fremde Gesinnungen, Handlungen und Charaktere, selbst in die Nachwelt zuweilen muß sich der Dichter versetzen, nachdem es die Materie befiehlt, die er bearbeitet. Der Leser folgt ihm gern überall nach, wohin er ihn auch führen mag; nur sind wir geneigt, überall aufzumerken, ob auch unser Geleitsmann die rechte Straße weiß und ob er nicht zuweilen nach einheimischen Wegen zurückkehrt, da er versprach, in fremden Gefilden zu wandeln. Gern schiffen wir mit Kleisten über das Baltische Meer, nahe an dem Nordpole ein lappländisches Lied zu singen; gern sehen wir es, wenn Gerstenbergs Mohr fühllos in der lybischen Wüste harret,

daß der Sand
Die Fersen ihm verzehrt; und seine Seufzer wecken
Die Tyger dieses Hayns, die durch den Durst entbrannt,
Weh ihm! sein Blut von ferne lecken.

Und, noch lieber als in Reisebeschreibungen, erblicken wir die Beschaffenheit des Landes, der Einwohner und der

der Sitten von America in dem vortreflichen Liede, welches die Tänzerinnen der Almeria ihrer Prinzeßin singen, nach der Dollmetschung unsers Zachariä:

Singt, o Gespielen, singt ein würdig Lied
Der Kaysertochter, die ihr jetzt im Tanz
Umschloßen haltet! Montezumens Stolz,
Sein Ebenbild ist sie! singt ihr ein Lied!

Erheitre dich rings um sie her, Natur!
Ihr Winde, die ihr von dem Andes haucht,
Weht sanfter! senge nicht mit heißem Strahl,
O Sonne, sie! Orangen, duftet ihr!
Almeria lustwandelt in dem Hain.

Almeria, wie dunkles Ebenholz
Ist dein Gesicht; die Wolle von dem Baum
Ist nicht so kraus, als wie dein schwarzes Haar;
Dein Federschurz ist bunter als die Luft,
Wenn sie bemahlet wird vom Morgenroth;
Ist schöner, als des Regenbogens Glanz,
Der über Mexico sich schimmernd wölbt.

Leih deine Sternenaugen, ihr zum Schmuck,
O königlicher Pfau! ihr, Colibri,
Reicht ihr die Federn von Azur und Gold.
Mit Purpurmuscheln wollen wir dein Haar,
Almerie, erhöhn, und Perlenreihn
Dazwischen flechten; und ein Blumenbusch,
Von Diamanten schmücke deine Stirn!

So

So soll der Jüngling, welcher aus dem Blut
Des großen Montezuma stammt, dich sehn.
Er, schön, und tapfer wie der Krieges Gott,
Trägt deine Feßeln, o Almeria!

Man sollte glauben, der Dichter wäre selbst in Mexico gewesen, der sich so in die Laune der americanischen Mädgen hineindenken kan. Fast ist es noch leichter, sich in die erdichtete Welt zu versetzen, als in eine würkliche, in welcher wir Fremdlinge sind und die wir vielleicht nicht gesehen haben; leichter in irgend eine Mythologie, mit welcher wir uns eher durch die Hülfe einiger Schriftsteller familiarisiren können, als über den Ocean in ein Land, das wir aus einigen ohne Geschmack beschriebenen Reisen nur halb kennen lernen. Die mythologischen Geschöpfe findet der Dichter schon völlig zu seinem Gebrauche zubereitet, vollkommen sinnlich, mit allen ihren Attributen, mit ihrer ganzen Geschichte. Würkliche Wesen aber sind noch roher Stoff, der erst, um gefällig zu seyn, für die Kunst zu verarbeiten ist. Ein weiser Poet wird also oft würkliche Begebenheiten durch eine Hindeutung auf die Fabel sinnlicher machen, und poetischer durch ein allegorisches Gewand, welches er ihnen umhängt; wie Ramler durch den Herkules seinen König bezeichnet und die Feinde seines Königes, durch den nemäischen Löwen, durch die Hydra, durch das kriechende Seethier, durch

die Stymphaliden und durch die theazischen Roße *) In diesem Falle erwählt der Poet eigentlich einen mittlern Standort zwischen der Würklichkeit und der Erdichtung; eine Anhöhe, von welcher er beyde übersehen kan; und so bald er irgendwo Aehnlichkeit erblickt, so ist er schlau genug, den Leser bloß auf die Fabel zu weisen, weil er ihm das Vergnügen machen will, die Vergleichung selbst anzustellen und das übrige hinzuzudenken. Für den Beyfall aber, welchen der Dichter von uns zu gewarten hat, verlangen wir eine doppelte Wahrheit seiner Allegorie; Wahrheit der Fabel, das heist, Beybehaltung aller der Bestimmungen, welche die Mythologie den handelnden Wesen gegeben hat; und Wahrheit der Vergleichung, oder Uebereinstimmung der Fabel mit der Geschichte. Diese Forderungen schränken freylich den Künstler ein; allein desto mehr Lob verdient er, wenn er solche Schwierigkeiten glücklich überstiegen hat **).

Mehr

*) Eine Allegorie, die als Allegorie in Rücksicht auf ihre Bedeutung gut ist, an welcher aber doch die Kunstrichter, vielleicht mit Recht, allerley getadelt haben! Es ist nicht genug, daß manche Verse eine **Bedeutung** haben; sie sollten auch für sich betrachtet, schön seyn. Aus dieser Ursache vielleicht ist einem Recensenten das **kriechende Seethier** unerträglich gewesen, wenn es gleich, wie jeder Zeitungsbelesene Mann weiß, seine gute Bedeutung hat.

**) Kleinigkeiten kan immer der heutige Dichter verändern,

Mehr Freyheit ist einem solchen Dichter erlaubt, der sich in das Utopien der poetischen Welt hinein: denkt, nur um zu spotten und zum Beyspiel, die Chro: nike des heidnischen Himmels auf eine travestirte Art uns vor zu erzählen. Mag er doch die ganze Fabel umschaffen, eine boßhafte Catastrophe hinzusetzen, wi: der das Costume sündigen, Minerven ein Mieder, oder Dianen einen Fächer geben! Wir sehen dergleichen Ungereimtheiten gern, weil sie es gerade sind, durch welche die alte Mythologie einen komischen Anstrich er: hält, die in solchen Fällen nur gebraucht wird, um uns lachen zu machen, und die Grillen abzutreiben.

Noch

ändern, der kein Sklav, sondern ein Freygelaße: ner der alten Mythologie ist, welcher er nur aus Neigung zuweilen noch nachgeht. Es wäre lächer: lich, Herrn Ramler zu tadeln, weil er das Elfen: bein der Statüe, die den Pygmalion verliebt mach: te, in Marmor verwandelt hat. Ovid ist in sol: chen kleinen Umständen gewis kein Gesetzgeber; und wer weiß ob nicht Ovid geirrt hat, weil zu Pygmalions Zeiten die Toreotice noch nicht er: funden war und daher schwerlich eine so schöne Statüe aus Elfenbein gemacht werden konnte. Ich mache diese Anmerkung, weil ich weiß, daß man Herrn Ramler wegen einer so großen Klei: nigkeit getadelt hat. Die Idee des Marmor: steins ist für uns überhaupt, ich weiß nicht war: um erhabner und edler als die vom Elfenbein.

Noch größere Hinderniße übersteigt der Poet, der sich in würkliche Begebenheiten des Alterthums versetzt, an den Hof des Dionysius, zwischen den ernsthaften Dion, den weisen Plato und den weltklügeren Aristipp. Hier verlangt man nicht Schönheit, nicht dichterische Wahrheit allein; man will auch, daß die Charaktere und Handlungen der Personen mit demjenigen übereinstimmen, was uns die alten Schriftsteller von ihnen überliefert haben. Wielands Agathon könnte noch schöner seyn, als er ist; jezuweilen würde ich ihn doch mit Verdruß aus der Hand legen, wenn ich nicht fände, daß seine Männer würklich so geschildert sind, wie zum Theil die Geschichtschreiber der Philosophie sie geschildert haben, nicht Thomasius, nicht Genzken, nicht Stolle; sondern Laertius, Plutarch und andere, die uns Züge von ihnen vorlegen, in welchen man ihren ganzen Geist wieder findet, wenn man ihn nur suchen will. Ich wenigstens glaube in der sophistischen Declamation eines Hippias einen ausgearteten Schüler des weiseren Epicur zu hören, oder einen Carneades, der im Stande war, heute wider Tugend und Gerechtigkeit eben so witzig zu Felde zu ziehen, als er sie gestern vertheidiget hatte.

Wir haben in unsern Tagen persische und chinesische Briefe, wir haben AmazonenLieder und Gesänge eines preußischen Grenadiers bekommen; alle von Genies, die weder Persianer, noch Chineser, weder Ama-

zonen, noch Grenadiers waren. Hineindenken musten sie sich also in fremde Gesinnungen, in einen fremden Charakter hinein, um sich in diesem immer mit Gleichförmigkeit zu erhalten und standhaft in der angenommenen Rolle zu beharren. Eine Kunst, die nicht der Poet, nicht der epische und dramatische Dichter allein, die auch der Geschichtschreiber verstehen muß, wenn er unsterbliche Werke liefern will, pragmatisch und nach dem Muster der Alten geformt. Alle Personen, die in der Geschichte einen Namen haben, handelten nach einem gewißen System, von welchem ihr eigenthümlicher Charakter die Basis war. Dieses System, verglichen mit den Umständen, ist die Hypothese, aus welcher die Phänomena aller ihrer Handlungen zu erklären sind. Setzt euch also in die Denkungsart des Mannes, von welchem ihr schreibet; so habt ihr den Schlüßel zu allen, was er gethan und nicht gethan hat, und das Hülfsmittel, von allen seinen Handlungen eine vernünftige und treffende Ursache zu erforschen *).

Die

*) Vielleicht ist hier die Ursache, weßwegen die Deutschen über den Mangel an pragmatischen Geschichtschreibern klagen. Die meisten ihrer Skribenten erkälten sich durch eine trockne Lectüre, durch matte chronologische Untersuchungen, und ihre Phantasie ist nicht feurig genug, um alle Scenen,

Die Menschen werden, im Großen betrachtet, immer seyn, wie sie gestern und ehegestern waren. Ein Mann von reicher Phantasie kan sich daher das Vergnügen machen, zuweilen selbst in die Nachwelt sich zu phantasiren; vielleicht kan er Prophet werden, wenn er die Proportion richtig zu treffen weis: Wie sich verhalten unsere Väter vor zwanzig Jahrhunderten zu uns: also auch wir gegen unsere Kinder nach zweytausend Jahren. Wie, zum Beyspiel, wir über die Alten urtheilen, so wird die Nachwelt auch über uns richten. Unsere schlechten Schriftsteller müssen nothwendig den Weg alles Papires gehen; die vortreflichen bleiben allein übrig, wenn unsere Sprache übrig bleibet, und aus diesen wird also die Nachwelt es bestimmen können, wie weit es die Deutschen in Werken des Geschmacks gebracht haben. Ein Kunstrichter in Nova Zembla wird im Jahr nach Christi Geburt 3768 seinen einheimischen Schriftstellern ohngefehr folgende heilsame Lection geben: „Laßt uns schrei-
„ben, wie die Deutschen, erhaben und doch natürlich,
„wie Klopstock; körnicht und philosophisch, wie Hal-
„ler; rein, ohne matt zu werden, wie Hagedorn und
„Dusch; blühend und reich, wie Wieland; melodisch,
„wie Ramler; frölich, wie Uz und Gleim; sanft
„und doch geistreich, wie Gellert und Weiße; nicht

nen, die zu beschreiben, alle Charaktere, die zu schildern sind, auf eine täuschende Weise herbeyzuschaffen.

„ wie unsere ** und ** und ** und wie sie weiter hei-
„ sen — Oder wollt ihr philosophiren, so schreibt,
„ wie Moses, wie Spalding, wie Abbt, Zimmer-
„ mann und Iselin; nicht aber wie ** und ** und
„ ** und der ganze Troß unserer Schulweisen — „
dann werden vielleicht die ** und ** und ** aufstehen, ihre Stimme erheben und einen Antikritikus verfertigen, oder verfertigen laßen, den ganz Novazembla, die ** ausgenommen, belachen wird. — Aussichten in die Nachwelt zu schreiben, (habe ich schon anders wo gesagt) dies würde für einen Mann von Laune und Phantasie eine vortrefliche Arbeit seyn; wer sich dieser Eigenschaften bewust ist, den erinnere ich nochmahls daran; ich bin es nicht.

Wenn der Dichter die Arbeit übernehmen muß, oft seine Seele, seine Empfindung in einen fremden Ton zu stimmen, in fremde Gesichtspunkte sich zu versetzen; so soll es der Kunstrichter nicht übel nehmen, wenn ich von ihm ein gleiches verlange. Dieser ist eigentlich nur ein Nachtreter des Poeten; er soll seine Spur verfolgen, ihn aufheben, wo er gefallen ist, ihn hier und da zurecht weisen; nicht aber voranlaufen und geradezu fordern, daß der Dichter ihm folgen soll. Nach wohlhergebrachtem Amtsgebrauch finden es einige Kunstrichter für gut, so bald sie den Titel eines Werks lesen, sich selbst zu fragen: wie würdest du dies

bearbeitet haben? Sie bilden sich also einen Plan, ein eigenes Ideal und mit diesem, nicht mit dem Plane des Schriftstellers, vergleichen sie sein Werk. Und dieser wird ohne Barmherzigkeit verdammt, wenn er eigensinnig genug gewesen ist, seiner eigenen Empfindung zu folgen, und nicht einer fremden, die er nicht einmahl vorher sehen konnte *). Verdammt — aber eben so unbillig, als Hannibal von einem Reisenden getadelt wird, weil er vor zweytausend Jahren nicht eben den Weg über die Alpen genommen hat, der jetzt für diesen gebähnt war.

Von den Scaligers und Perraults, die ohne Geschmack loben und ohne Geschmack tadeln, ist hier die Rede nicht. Aber zu unsern Zeiten ist keine Warnung an die Kunstrichter vergeblich, da selbst weise Männer, da selbst ein Voltäre, ein Bar **) und, ungern sage ich es, selbst ein Home in diesen Fehler verfallen sind, blos aus solchen Gründen, die aus ihnen, aus ihrer Empfindung, aus ihren Zeiten hergenommen sind, den Meister zu tadeln, der nicht für sie gedichtet hat. Die Henriade ist gegen den Lord Käym von Meinhardt selbst vertheidiget worden; ich wünschte, daß Horaz in

*) Selbst mit dem planenvollen Abbt, wie ihn jemand genennt hat, kan man in dieser Rücksicht nicht völlig zufrieden seyn.

**) Nicht selten in seinen Babioles.

Herrn Langen einen eben so geschmackvollen Vorsprecher gefunden hätte.

Der Bogen ist voll, mein lieber **Jacobi**! Ihre Antwort will ich nicht eher, als bis Sie mir ein Buch mitschicken können, unter dem Ttiel: **Versuche über die Werke der italiänischen Dichter von Herrn Meinhardt, fortgesetzt von Herrn Jacobi.** Bis dahin leben Sie wohl!

Sechster Brief

an den Herrn GeheimenRath

Klotz.

Sechster Brief an den Herrn Geheimen Rath Klotz.

Ein Besuch vom Apoll mit allen seinen Musen wäre mir nicht so lieb gewesen, als mir der Ihrige war, Ihre Muse mit dazu gerechnet, mein Theurester Freund! Glauben Sie ja nicht, daß ich immer so vergnügt bin, als Sie mich in diesen glücklichen acht Tagen gesehen haben. Verscheucht wurde mein böser Dämon durch Ihre Gegenwart; aber er lauschte im Winkel, um mich zu überraschen, sobald Sie sich in den Wagen gesetzt hatten und fortgefahren waren. Jetzt besitzt er mich wieder wie vorher und ich kan ihn nur dadurch auf eine Zeitlang fortjagen, daß ich zuweilen mit Herrn Meusel und Herel über die bösen Skribenten lache, zuweilen die Gesellschaft

in dem Hause des Herrn B. besuche, in welcher wir so vergnügt waren, und wenn ich allein bin entweder an Sie und meine andern Freunde denke und schreibe, oder den Kunstrichtern diese kritischen Briefe hinwerfe, in welchen ich alles sage, was ich seit einigen Jahren nur zu denken gewagt habe. Bey diesen Briefen begnüge ich mich bloß mit dem Vergnügen, welches uns die Zeugung geistlicher Kinder verschaffet; übrigens gebe ich ihnen meinen väterlichen Segen und überlaße sie dem Schicksale, was sie verdienen.

Wenn ich nicht daran dächte, daß dieser Brief sollte gedruckt werden und daß dem Publicum mit PrivatAngelegenheiten der Schriftsteller wenig gedient ist; so würde ich mit Ihnen von nichts als von unserer Freundschaft reden, die uns ohngefehr seit einem Jahre (denn so lange ist es, wo ich nicht irre) meine Tage versüßt hat. Jetzt bereue ich erst die Zeit, die ich vor acht Jahren an einem Orte mit Ihnen ohne Sie zugebracht habe, ohne Sie anders als von Person und durch Ihre Schriften zu kennen; und ich ärgere mich, dasjenige sieben Jahre entbehrt zu haben, was ich erst seit Einem Jahre genieße.

Gern wollte ich, um Ihnen keinen leeren Brief zu schreiben, einen kleinen Amor mit einschließen, von der Art, wie Herr Gleim und unser Jacobi einander

sie

sie zuschicken. Aber Sie wißen es selbst, wie wenig dieser lose Gott für mich gemacht ist und wie sehr er für meinem Schreibetische erschrickt, wo er lauter Gegenstände antrift, die für einen so leichtsinnigen Buben nicht gemacht sind.

Vor mir, mit meinem Hutcheson,
Mit Lamberts tiefen Organon,
Mit meinem lieben Mendelssohn
Und Lock und Abbt und Iselin
Muß jeder kleiner Amor fliehn,
Fliehn zu Jacobi, oder Gleim;
Und flöh er nicht zu dem, so flöh mich auch der Reim.

Aber statt des Amors schicke ich Ihnen einen kleinen Satyr, zur Gesellschaft des größern, der Sie immer begleitet. Ich kan ihn, seitdem ich eine philosophische Bibliothek schreibe, nicht weiter brauchen; aber Sie wird er vielleicht mit seinen drollichten Sprüngen bey müßigen Stunden belustigen. Ein Tausendkünstler ist er; geschickt, sich alle mögliche Gestalten zu geben und zu seyn, wie man ihn haben will.

Oft hat ers **Bandeln** nachgemacht;
Oft **Schönaichs** Hermann ausgelacht;

Oft

Oft spielet er den Antikritikus,
Und (mit Erlaubniß) auch manchmahl den Kritikus,
Und oft den Metaphysicus.
Trotz **Wagnern**, kan er demonstriren;
Wie **Hudemann**, durch Trauerspiele rühren;
Trotz **Bodmern** antikritisiren;
Wie Schwarz, Virgile travestiren;
Und, wie der andre Schwarz in Xanten, recensiren.

„Auch schlechte Verse schmieren?„ werden Sie sagen. Mag ich doch! Genug den Satyr sollen Sie behalten, Sie mögen wollen, oder nicht. Aber nicht ihn allein schicke ich; damit Sie ihn beßer kennen lernen, so sende ich Ihnen zugleich seine ganze Genealogie; an seine Anverwandten, die Sie ohnehin schon kennen, darf ich Sie nur wieder erinnern.

Seine Vorfahren waren anfangs wild und schwärmten in den Wäldern herum. Die ärgerliche Chronik der damaligen Zeiten beschuldiget sie, daß sie den Nymphen nachgegangen wären, wovon aber meine Nachrichten nichts zuverläßiges melden. Das weiß ich, daß sie, ohngefehr im dreysigsten Jahrhunderte der Welt, mit den Musen eine Bekanntschaft errichte-

ten,

ten, die so vertraulich war, daß sie das Vorurtheil widerlegte, als wären diese Frauenzimmer beständige Jungfern geblieben. Ihre Winkelehen waren sehr fruchtbar und die meisten von den erzeugten Kindern, die gerade Mitteldinge zwischen der Rauhigkeit ihrer Väter und der Artigkeit ihrer Mütter waren, gesellten sich zu den MenschenKindern, wandelten unter ihnen und verspotteten sie. Das letzte thaten sie durch ihre Freunde, die sie sich, so sehr sie auch noch Bockfüßler waren, mit ihrer einschmeichelnden Drollichkeit allemahl zu erwerben wusten. Der Genius, welcher dem Sokrates immer gegenwärtig war und ihm seine Einfälle ins Ohr sagte, war, wie ich gewis weiß, nichts anders, als ein kleiner Satyr, welchen sein Vater, deßen Namen ich in meinen Papieren nicht finde, mit der Muse Erato gezeugt hatte. Sokrates gewann ihn lieb, weil er ein guter Knabe war, leichtfertig ohne Boßheit, lustig ohne Ausgelaßenheit, spöttisch, um zu beßern nicht um zu beleidigen. Ein anderer von diesem Geschlechte, welchen Thalia gebohren hatte, verband sich auf eine geistige Weise mit dem Aristophanes und lehrte diesem das grobe komische, womit er uns manche Grille, und manchem ernsthafteren Manne Wehklagen abtreibet. Ein dritter, Calliopens Sohn, wagte es, den erhabenen Homer umzuschaffen und seine Leyer zu Scherz und Laune herab zustimmen. Es gelang ihm und Homer sang, mit Erlaubniß aller Kunstrichter die das Gegentheil sagen, nach dem Zor-

ne des Achills den Krieg der Frösche mit dem Mäusen. Ein vierter, der Sohn der Euterpe, verbarg sich lange, um die Welt ungesehen betrachten zu können, biß es ihm endlich einfiel, sich mit einem Römer zu verbrüdern. Er war es, welcher dem Lucilius die Verse vorsagte, die dieser für seine eigene Arbeit ausgab; und wenn diese Verse schlecht sind, so muß man bedenken, daß es die UebungsStücke eines Satyrs waren, der jetzt erst anfieng, eine menschliche Sprache zu reden.

Dies sind die vier Stammväter unsers ganzen heutigen satyrischen Geschlechts, deren Abkömmlinge sich durch alle poetische Welttheile verbreitet haben. Diogenes, Aristipp, Petronius, Lucian, Apulejus, Julian, Rabelais, Scarron, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Sterne, Voltäre, la Fontäne und von unsern Landsleuten Schupp, Moscherosch, Liscow, Rabener und Wieland — dies sind die glücklichen Sterblichen, mit welchen sich die Kinder und Kindeskinder des sokratischen Dämons verbrüderten, unter welchen einige die erste Gestalt ihres Anherrn unverändert behielten, andere aber sie unter verschiedenen Mummereyen versteckten. Vom Satyr Lucilius wurden gezeugt Horaz, Persius, Juvenal, Regnier, Boileau, Churchill, Rachel, Caniz, Haller, und unter seine Angehörigen rechnen sich auch Catull, Martial, Owen, Wernike, Kästner und Leßing. Tasso, Pope,

Zacha-

Zachariä und Dusch kommen aus den Lenden des lustigen Homerischen Genius. Und Menander, Plautus, Terentius, Moliere, Goldoni, Weiße und eine Menge anderer Namen sind durch den Satyr des Aristophanes berühmt worden, deßen Nachkommen unter der Zucht dieser Männer verfeinert und zur guten Lebensart gewöhnt worden.

Alle Catonen und ernsthafte Weise mit Bärten und ohne Bärte, die Zenonen, die Chrysippe, die Seneca und, mit Erlaubniß, auch die Basedowe bitte ich um Vergebung, daß ich es gewagt habe, den cynischen Diogenes in die sokratische Gesellschaft zu bringen und seine hündische Laune als ein Erbstück des weisesten unter allen Sterblichen zu betrachten. Wenn man viel Wiz haben muß, um die Menschen auf eine solche Art an zubellen, wie Diogenes; so gehört zugleich viel Selbstverleugnung dazu, in eine solche Lage sich zu versetzen, wo man gewis weiß, daß das erste Gelächter nothwendig auf uns selbst zurückfallen muß. Von beyden Seiten ist mir Diogenes ein merkwürdiger Mann, wenn gleich sein Satyr zuweilen auf dem Karren des Thespis herum fuhr, wenn er gleich gute Sitten verwarf, um Tugend zu predigen, wenn gleich unter seinem zerrißenen Mantel eine ehrgeizige Seele gewohnt und er den Hochmuth des Plato nur durch einen andern Hochmuth mit Füßen getreten hätte; oder mit andern Worten; wenn er gleich bey aller seiner Laune und Phi-

losophie noch ein Mensch war, mit einem menschlichen Herzen und mit menschlichen Fehlern.

Wer aber den Bettler nicht sehen mag, dem wird vielleicht der Philosoph nach der Mode, der Hofmann, der Kenner der feinen Welt, dem wird Aristipp unstreitig beßer gefallen, der Diogenes im seidenen Rocke, so wie Diogenes ein Aristippus im Schmutze war. Wenn verschiedene Wege nach einem Orte führen, so wählet sich ein jeder denjenigen, welcher für ihn nach seiner besondern Neigung und Denkungsart der bequemste ist und welchen ihm seine Umstände am ersten erlauben.

Der wehrt den Fliegen mit dem Stock; und jener mit dem Fächer;
Der trinkt sein Waßer aus der Hand, der Wein aus seinem Becher.

Diogenes war zu unbiegsam, zu wenig zum Zwange geschaffen, um seine Lebensart in die Falten des Hofs, der Mode und des willkührlichen Wohlstandes zu bringen. Aristipp war zu zärtlich gebildet, um auf dem Markte, oder in einer Halle zu übernachten und die Schimpfreden des niedrigen Pöbels und die Verachtung des Vornehmern zu ertragen. Beyde hatten vielleicht im Grunde ein gutes Herz, welches noch immer mit einer, oft selbst ausschweifenden, Ehrbegierde vergesellschaftet seyn kan. Diese trieb beyde, sich hervor-

zu-

zuthun, und jenes, ihre Mitbürger zu beßern und Gutes zu stiften. Der eine wählt sich zum Schauplatze den Hof des Dionysius und der andere sein Faß. Die Laune eines jeden Menschen ist ein Chamäleon, welches von den umliegenden Gegenständen eine Farbe annimmt; sie wird also auf der Oberfläche eine Verschiedenheit zeigen, da sie doch im Grunde einerley ist.

Dies ist die Ursache, weßwegen launische Schriften vielleicht unter allen am schwersten zu beurtheilen sind. Humour ist überhaupt thörichte Weißheit; und was uns andern oft der gröste Fehler scheint, das ist vielleicht in Rücksicht auf die Lage des Verfaßers zweckmäßig und bey ihm die gröste Schönheit.

Man hat den **Petronius** wegen der schlüpfrigen Bilder und Erzählungen getadelt, die sein Buch für die Jugend gefährlich machen. Ein billiger Richter wird diesen Autor leicht entschuldigen, der mitten in dem Getümmel der Höflinge eines einfältigen Claudius und eines viehischen Nero lebte, der selbst eine Zeitlang der Aufseher über die Lustbarkeiten des Hofs war und der noch weit unreiner müste geschrieben haben, um seine Schilderungen den Originalen völlig ähnlich zu machen. Für uns mag immer sein Buch allzu **unzüchtig** seyn; der unterste Cammerjunker in Nerons Gefolge wird geurtheilt haben, daß es viel zu **züchtig** sey.

Vergleichen Sie, **mein Freund**, drey Schriftsteller mit einander, die über ähnliche Sachen, oder in einer ähnlichen Laune geschrieben haben; den Esel des **Apulejus** mit dem Esel von **Lucian** und die Gespräche des leztern mit **Julians** Kaysern. Apulejus, erst in den Geheimnißen der abergläubischen Priester eingeweiht, dann Sachwalter zu Rom, gab seinen Schriften aus der heiligseynsollenden Mythologie der heydnischen Pfaffen und dem AdvocatenGeschmacke der Römer, eine vermischte Tinktur, die durch den Mechanismus seines eigenen Kopfs ziemlich originell ward. Daher seine Dämonischen Erzählungen vom sokratischen Genius im Ernste, und seine Hexenmährgen im Scherze; daher die Weitschweifigkeit im Denken und im Schreiben; daher endlich auch einige Chicanerien im Schließen, die ich für nichts anders als für AdvocatenStreiche annehmen kan. Ein plumper Scribent scheint er uns allemahl, wenn wir ihn mit dem Samosatenser vergleichen, der sich frühzeitig gute Einsichten in die feinern Künste erworben, statt hieroglyphischer Mummereien die beßern Werke des Alterthums und die Welt studirt und dadurch seinen Geschmack ausgebildet hatte. Eben die Fabel, welche dem Apulejus Stoff zu einem ziemlichen Bande gegeben hatte, erzählt Lucian auf einigen Blättern, weniger verwickelt, aber auch weniger ermüdend und mit mehrern Salze Julian hat ihn unstreitig gut nachgeahmt; allein Julian war nicht bloß Schriftsteller, der seine Kayser von fern betrachtete; er war das selbst, was jene gewesen waren; ein anderer hätte das Gespräch nicht schreiben können, nicht schrei-

ben dürfen. Er urtheilt also geradezu, wo sich Lucian hinter die Ironie würde versteckt haben; und streut hiernächst Erläuterungen und Lehren ein, die jener uns würde hinzudenken laßen. Ich zweifle, ob der Merkur in der Feder des Samosatensers den pathetischen Abschied würde genommen haben, mit welchem er sich dem Julian empfiehlt: Σοι δε δεδωκα τον πατερα Μιθραν ἐπιγωναι· συ δε ἀυτȣ των ἐντολων ἐχȣ, πεισμα και ὁρμον ἀσφαλη ζωντι τε σεαυτῳ παρασκευαζων, και ἡνικα ἀν ἐντευθεν ἀπιεναι δεῃ, μετα της ἀγαθης ἐλπιδος, ἡγεμονα θεον ἐυμενη καθιϛας σεαυτῳ.

Immer einen kleinen Sprung, den kleinsten den ein Briefschreiber machen kan, vom Julian und Lucian herunter zum Rabelais. Wenigstens ist es gewis, daß kein Lucianischer Esel poßirlicher seyn kan, als der große Gargantua und Meister Janot von Braccamado. Wer anders zu den Zeiten des Rabelais durf'e es wohl wagen die Pedanterey der Gelehrten, den Stolz der Herren vom Schlüssel und vom Degen, das lächerliche verschiedener Moden und andere Ungereimtheiten in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als der lustige Doctor Franz, der gern andere über sich lachen ließ, um desto sicherer über sie zu lachen? *) **Scarron** ist gewis weit unter ihm;

*) Sogar **Fischorts** deutsche Uebersetzung des Rabelais ist mit vieler Laune gemacht; nämlich Laune

ihm; seine schöne Frau und sein häßlicher Cörper waren zwey Dinge, die er sehr nöthig hatte, um andere zu belustigen, und in seinen Schriften ist er derjenige Scarron nicht, der wie eine MarionnetenCarrikatur auf dem Tische saß und mit Marquis umgeben war.*) So-lange bis die Franzosen einen beßern bekommen, soll immer Rabelais ihr **Cervantes** seyn. Der Spanier ist regelmäßiger, weniger ausschweifend, correkter; seine Ironie ist feiner, gleichförmiger, witziger und sein Held wahrscheinlicher, als der abentheuerliche Gurgelstroßa. Dafür hat der Franzose mehr Feuer; seine Phantasie ist lebhafter und selbst in ihren Ausschweifungen ergötzend, und die Drolligkeit seiner Schreibart hat eigne Reize für den, welcher die Sprache versteht. Ich möchte ihn mit

wie wir sie von Huldreich Elloposcleron im Jahre 1617 verlangen können. Ich wünschte, daß der deutsche Uebersetzer des Hudibras diese affentheurliche, **naupengeheurliche Geschichtklitterung** gelesen und studirt hätte; der deutsche Buttler würde noch einmahl so komisch geredet haben, als er jetzt spricht.

*) Ein Urtheil, mit dem das französische Publicum übereinstimmt, welches seinen Rabelais noch immer liebt und Scarrons Werke fast vergessen hat. Ich will lieber die Briefe des Cyrano von Bergerac und seinen BouteillenRitt lesen, als den komischen Roman, welcher zu Scarrons Zeiten so sehr bewundert wurde.

mit Buttlern vergleichen, wenn ich doch einmahl vergleichen soll; Sie aber, mein Freund, wißen meine Prädilection für den Hudibras, die leicht bey einer Parallele dem Pantagruel schaden möchte. Sie wißen, wie lange ich schon an einer deutschen Versart gekünstelt habe, durch welche man denjenigen Ton ausdrücken könnte, den ich nicht anders als den Hudibrastischen zu nennen weiß. Aber auch das wißen Sie, daß es mir nicht gelungen ist; die Strophen, welche ich vor einiger Zeit Ihnen zuschickte, sind zu nichts nütze und ich bitte Sie, das Ding ganz zu unterdrücken. Vielleicht waren nur die drey Zeilen erträglich:

Indeß posaunt der Pfaff ins Land,
Und schlägt die Trommel mit der Hand
Auf seinem Canzelpult.

Aber auch hier ist der Sinn des Originals nicht vollkommen übergetragen; und der Ton der Kriegslieder ist nicht der, in welchen die Buttlerische Muse deutsch singen muß. Vielleicht wären zu dieser Absicht unsere Knittelverse am meisten geschickt; allein der Deutsche ist zu delicat und wer würde unter uns ein Werk lesen wollen, welches aus zwölftausend Knittelversen zusammengesetzt wäre. Castriren müste man den Dichter ohnehin, damit der feinere Geschmack und der Wohlstand nicht beleidiget würde. Aber dann wäre unser Ritter nicht Hudibras mehr, wenn man ihm z. B. das Pack von seinen Hintern nehmen wollte, welches er auf dem Rücken trug, oder seine Speisekammer, die ich nicht nennen mag

und in welcher er so viele und mancherley Lebensmittel verbarg, daß es uns bey der Erzählung ganz schlimm wird.

Den unsterblichen Swift hat jemand den englischen Rabelais genennt; ein anderer hat es übel genommen; nun kan ein dritter kommen und den ersten vertheidigen. Freylich war der Dechant nicht der Lustigmacher in Gesellschaften wie der Doctor; jener ist reicher an mannichfaltigen Erfindungen, beißender in seinen Satiren, tiefer und eindringender, weniger pöbelhaft und überhaupt klaßischer. Aber bey beyden ist, im Großen betrachtet, einerley Wendung des Kopfs, die Dinge immer von der lächerlichen Seite zu betrachten, und eine Laune, für welche auch die unwichtigsten Dinge wichtig werden. Nur lacht Rabelais fast immer selbst; Swift aber sieht fein einfältig ernsthaft aus und läßt seine Leser lachen.

Mein Steckenpferd darf ich nicht vergeßen, wenn Sie gleich nicht völlig damit zufrieden sind, meinen lieben Sterne. „Aber der Tristram Shandy ist ein „abentheuerliches Buch.„ — Gut! laßen Sie mir einmahl einen Menschen alle seine Einfälle; seine Projekte, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Luftschlößer aus seiner Seele abschreiben; zur Probe nur einige Wochen — und sagen Sie dann, ob Sie nicht einen

neuen

neuen Tristram haben werden, nur freylich auf eine andere Art. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich das Buch: es ist ein Beytrag zu einem Register über das menschliche Herz, und ich kenne Leute, die mehr Psychologie daraus wollen gelernt haben, als aus dicken Bänden, in welchen man die Empfindung vorher tödet, um sie hernach mit mehrerer Muße zu anatomiren. Ein jeder Humorist setzt bey dem Leser gewiße Stunden voraus, in welcher er muß gelesen werden, um zu gefallen. Swift selbst macht mich zu gewißen Zeiten ernsthaft; und Sternen nehme ich dann zur Hand, wenn ich so mürrisch bin, daß selbst Buttler mich nicht bis zum Lachen kützeln kan. Bin ich wieder aufgeheitert, so ist **Fielding** für mich ein vortreflicher Mann und ich finde in ihm oft die Räder von der Uhr, deren Zifferblat mir Sterne gewiesen hatte; oft ist es umgekehrt; oft ist der eine der Commentar über den andern, und oft sind sie nur dadurch verschieden, daß Sterne die **kleinen** Thorheiten, Fielding aber die **größern** abschildert, welche in das ganze Glück und Unglück des Menschen einen Einfluß haben. Der Romandichter vergrößert die Tugenden und der Satirikus die Laster der Menschen. Fielding erwählt den Mittelweg und giebt uns das menschliche Herz, so wie es ist, in seiner wahren Gestalt, mit allen seinen Mängeln, ohne das Gute zu verschweigen, was sich noch immer daran befindet. Pamela rührt mich, aber sie beßert mich nicht, weil ich fast die Unmöglichkeit

fühle, sie zu erreichen. Ueber den Ritter von der traurigen Gestalt lacht man: aber nur selten denkt man die Beziehung, welche die Satire auf uns haben kan, und mancher ist selbst Donquichotte, der Donquichotten verlacht. Aber TomJones rührt, belustiget uns zuweilen und thut, weil wir ihn überall mit unserm Gefühl begleiten können, eine weit dauerhaftere Würkung auf unser Herz; er kan es beßern.

Wenn die Franzosen keinen Stern, keinen Fielding haben, vielleicht nicht haben können, so wollen wir ihnen dafür ihren Lafontäne laßen, mit dem der Engelländer keinen Landsmann vergleichen kan. Fontänens Laune ein bloßes Werk und Meisterstück der Natur, gefällt, ohne gefallen zu wollen. Er verbirgt Weisheit unter Einfalt, wird oft ernsthaft, wo er nur spielen will, und lustig, wo er die ernsthafte Miene annimmt; er spottet, ohne es sich vorgesetzt zu haben, und satirisirt, ohne zu beleidigen. Ihn nachahmen, ohne seine natürliche Laune zu haben, das heist mit einer männlichen Gestalt und Stellung die Posituren eines Kindes am Gängelwagen nachmachen.

Wer Voltärens Candide noch nicht gelesen hat, der soll ihn lesen *), um sich zu überzeugen, daß auch ein

*) Wenn gleich hundert Kunstrichter hundert Fehler darinn gefunden haben, wenn er gleich voll von

ein Franzose eine Art von brittischer Laune haben kan. Hierzu seinen jungen Huronen, seinen Bade und andere Produkte seines unerschöpflichen Genies! Aechte Ironie, sokratische Würze und attisches Salz kan man einem Voltäre nicht absprechen, ohne zu verrathen, daß man es selbst nicht kennt. Seine Charaktere sind gewis nicht unnatürlich, wenn man das übertriebene abziehet, welches der Satirikus hinzuzusetzen befugt ist.

Ob aber auch die Deutschen Laune haben? diese Frage scheint ziemlich überflüßig zu seyn, nachdem wir die Schriften der Liscowe *) der Rabener, der Wie-lande

von falschen Schlüßen ist, die ein Logiker in die Form bringen und auf das bündigste widerlegen kan, wenn er gleich Spöttereyen wider berühmte Lehrer und allerhand andere Auswüchse des Genies enthält; das heist, wenn er gleich eine Schrift von Voltären ist.

*) Liscow verdient es nicht, daß er vergeßen wird. Sein Leben ist so sonderbar, als seine Schriften. Die letzten könnten bey einer neuen Auflage noch mit einigen ungedruckten Stücken, z. E. einem Heldengedichte auf Sievers, dem auf der Canzel ein Unglück begegnet war, vermehret werden; und

lande, der Möser, von Thümmel, Hermes und anderer bekommen haben. Allein ich getraue mir die Frage dennoch mit ja zu beantworten, gesetzt auch, diese unsterblichen Werke wären niemahls erschienen. Der Deutsche hat wenige Laune im Charakter; dafür aber ist er der biegsamste Mensch und der gelenkigste Nachahmer,

Vt laus est cerae, mollis cedensque sequatur.

Leicht wird es ihm also, sich in einem fremden Charakter zu setzen und Humorist als Schriftsteller zu werden, wenn er es als Mensch auch nicht ist. In einem Verzeichniß satirischer Schriften finde ich einige hundert Deutsche Skribenten, die fast niemand mehr nennt, und unter diesen manche, die nicht zu verachten sind *). Hans Michael Moscherosch von Wilstädt sah wunderliche und wahrhaftige Gesichte, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heu-

cheley,

das erste werde ich in einer besondern Schrift erzählen, wenn ich zu den Nachrichten, die ich schon habe, noch einige wenige erhalten, die mir fehlen.

*) Das Buch heist: Schreiben eines guten Freundes an seinen guten Freund, worinnen er ihm einen Beytrag zu seiner edirenden Bibliotheca satyrico morali mittheilet. 1746.

cheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt und gesehen werden. Und Johann Balthasar Schupp, welches wir wohl merken wollen, eifriger Seelsorger zu Hamburg schrieb Satiren, welche viele Känntniß der damaligen Welt, ziemliche Gelehrsamkeit und Erfahrung, einen guten Witz und oft eine sehr ursprüngliche Laune verrathen. Von diesen Materien rede ich weitläufiger in der Geschichte der Laune, die ich Ihnen, mein Freund, vor einiger Zeit versprochen habe.

Lucilius hob eine neue Epoche der Satire an.

Esse velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Mag ihn doch immer Horaz gescholten haben; wir lieben ihn, ohne ihn sehr zu kennen, weil ohne ihn vielleicht selbst Horaz, als Satiricus, ein Unding wäre. Und den wollen wir nicht entbehren, den Mann mit dem philosophischen Kopfe, mit dem sanften Scherze und der sokratischen Laune, der oft in einem schleichenden Tone uns unsre Wahrheiten wie im Vorbeygehen sagt. Vielleicht läsen wir eben so gern den Persius, wenn wir nur von allen den kleinen Anekdoten unterrichtet wären, auf die er anspielt, und von Roms är-

gerlicher Chronik, die er immer im Sinne zu haben scheint. Es ist zu bewundern, daß dieser Autor ohne einen solchen Commentar, wie der über die Duncias, auf die Nachwelt gekommen ist; denn persönliche Satiren pflegen sonst zu verschwinden und bald unterzugehen, so gros auch die Begierde war, mit welcher sie anfänglich gelesen wurden *). Mit einer solchen Erklärung aber würden wir ihn höher schätzen und vielleicht ihm eine Stelle neben unserm Horaz einräumen. Juvenal ist für mich kein Satiricus; er ist ein aufgebrachter Prediger, der sehr oft wider solche Laster schreyt, die für den bürgerlichen Richter, nicht für das Forum des Satiricus, gehören. Die Geisel der Satire sey eigentlich das Supplement der ordentlichen gesetzlichen Strafen; wo diese aufhören, dort fange jene an. Uberhaupt wollen wir über Thoren uns nicht eben ärgern; wir wollen über sie lachen.

Wenn es gewis ist, was einige französische Kunstrichter uns versichern, so haben sie an ihrem Boileau, mehr als die Römer an allen ihren Satirenschreibern zusammengenommen. Ich vermiße an ihm die Philosophie und die feine Laune des einen, das Körnigte und Nachdrucksvolle des andern, und das Feuer des

dritten.

*) Persius wurde anfangs fast verschlungen und fand so vielen Beyfall, vt editum librum continuo homines mirari et diripere coeperint.

dritten. Was ihm übrig bleibt, ist die feine Versifikation, durch welche er Sentenze in Einen oder wenige Verse einschließt, denen die Nation in der Folge das Bürgerrecht unter ihren Sprüchwörtern ertheilt hat; und nächst der Versifikation der gute gesunde Menschenverstand in den Urtheilen, die er über die Gegenstände seiner Satiren, besonders die elenden Poeten, ergehen läßt. Regnier war vielleicht ein größerer satirischer Kopf als Boileau, nur der Mangel an kritischen Freunden und das noch unaufgeklärte Seculum hinderten ihn, ein größerer Schriftsteller zu werden.

In diesem Jahrhunderte haben wir unter unsern brittischen Nachbaren einen Dichter gesehen, deßen erste Versuche in der schildernden Dichtkunst nichts weniger als einen zweeten Horaz ankündigten, und der nach einiger Zeit mit so starken Schritten auf der horazischen Laufbahn forteilte, daß er seinen Vorläufer einhohlte und, wie einige wollen, überlief. Es ist Pope, der unter allen Gattungen der Dichtkunst, in welchen er gearbeitet hat, gewis nächst der lehrenden, in dieser am meisten Pope ist; nicht so attisch, wie Horaz, aber philosophischer als dieser, tiefdenkender und ein beßerer Versifikateur. Churchill übertrift ihn nur an Galle und an Verwegenheit; und diese Eigenschaften können leicht das Gute, was er würklich hat, mit in die Vergeßenheit hinabschleppen.

Scha:

Schade für unsern **Rachel**, daß er nicht in diesen Zeiten zu leben bestimmt war, in welchen der Geschmack der Deutschen seine Bildung erhalten hat. Für unsern Regnier hat man ihn erkannt; er konnte mehr als Boileau werden, wenn er in beßere Tage gekommen wäre. Jetzt muß uns **Caniz** statt aller seyn: denn **Haller** satirisirt als Lehrdichter nur im Vorbeygehen und die Satire ist ihm das, was dem Satiricus die moralische Sentenz ist; **Löwen** ist in einem andern Fache glücklicher und scheint überhaupt seinen Satyr verabschiedet zu haben; und von jüngern Dichtern müßen wir es erst erwarten, ob sie durch beßere Werke die gute Meinung bestätigen werden, die wir durch das günstige Urtheil der Kunstrichter von ihnen zu faßen sind bewogen worden.

Wir wollen immer in diese satirische Legion auch die Epigrammatisten rechnen. Denn ihre meisten Einfälle sind beißend und non possunt, nisi pruriant, placere. Vielleicht können es hier die Deutschen am ersten mit den Ausländern, selbst vielleicht mit den Alten, annehmen. Die **Anthologie** enthält unter vielen vortreflichen Stücken auch viele mittelmäßige. **Catull** ist vielleicht der naivste Sinndichter; aber oft wird seine Naiveté Grobheit und er unternimmt es umsonst, sich durch den sophistischen Unterschied zwischen der Keuschheit des Dichters und des Gedichts zu vertheidigen.

digen. Ihm zu Ehren verbrannte Naugerius den Martial; in meinem Schranke stehen sie beyde neben einander und vertragen sich gut. Dagegen habe ich den Owen hinweggeworfen, in welchem man zu viel Wortspiele und schlechten Witz durchwaten muß, um etwas zu finden, was die Mühe belohnet. Wenn ich nun diese in die Eine Wagschale lege und noch das hinzu, was die Franzosen und Italiäner erträgliches haben; Dann in die andere unsern Logau, Wernicke, Kästner, Leßing, Ewald und verschiedene andere, so denke ich ein ziemliches Gleichgewicht zu erhalten.

Ich verlaße diese Gesellschaft; denn ich höre in Gedanken eine Stimme, die mir in einem feyerlichen Tone zuruft!

Δηριν ἀπειρεσιην, πολεμοκλονον ἐργον Ἀρηος
Εὐχομενος μεροπεσσιν ἐς οὐατα πασι βαλεσθαι,
Πως μυες ἐν βατραχοισιν ἀριστευσαντες ἐβησαν,
Γηγενεων ἀνδρων μιμουμενοι ἐργα γιγαντων.

Nämlich Homer, nachdem er den Zorn des Achilles, und Ulyßes Abentheure besungen hatte, ward ernsthafter Gesänge überdrüßig; er ließ also die Leyer zwar, wie sie vorher gestimmt war, sang aber, auf Anrathen des Satyrs, der sich zu ihm gesellte, statt erhabener Thaten, Kleinigkeiten und unwichtige Begebenheiten hinein: und so entstand die komische Epopäe. Ich weiß

nicht, ob die Batrachomyomachie allegorisch ist; das weiß ich, daß sie es in dem Verstande, wie sie Herrmann von der Hardt erklärt hat, gewis nicht ist: ich sehe das Gedicht für ein Spielwerk des Poeten an, welches er gemacht hat, da seine epische Muse ausruhte und der kleine scherzende Satyr ihre Stelle vertrat. Was unterdessen von der Hardt über den Homer sagt, *) das gilt mit beßerm Rechte vom Tassoni. Das geraubte Siegel, welches den Streit zwischen den zwo kleinen italiänischen Republiken verursachte, hat Smollet gesehen; es wird als ein Siegeszeichen und Palladium aufbewahrt. Ein Siegel und ein Eimer heißen beyde Secchia; dies gab dem Dichter anlaß zu seiner komischen Erfindung und sein ganzes Stück ward allegorisch. Der Pult hingegen von Boileau ist wieder nur eine einfache Handlung, bloß mit Maschinerien ver-

*) Cantat Homerus hoc nitidulo Carmine Graecorum bellum, *Myonenses* inter et *Trachinios*. — Pro familiari veteris orbis allusione, quae — ex nominum sono — elegantes gigneret appellationes, Μυωνεις, Myonenses a Poeta vocati μυες, mures; Τραχινιοι nominati βατραχοι, ranae — vti quondam lusum in Erasmum, qui barbariem arroserat, *erasmus*. Eine feine Erklärung, die dem Homer, wenn sie wahr wäre, gerade so viele Ehre machen würde, als sie jetzt dem Geschmacke ihres Erfinders macht!

verziert, und ohne fernere Bedeutung. Vielleicht aber war Despreaux zu etwas anders als zur scherzhaften Epopäe geschaffen. Seine Maschinen sind gezwungen, die ganze Ausführung ermüdend und der Scherz nicht selten steif. Verschiedene Männer von Geschmack haben mich versichert, daß es ihnen unmöglich sey, den **Lütrin** ganz zu lesen; mir geht es, im Vertrauen gesagt, beynahe eben nicht besser.

Pope ist hier wieder Original, soviel man es seyn kan. Selbst seine Maschinen sind neu, sein Plan vortreflich, sein Scherz trägt das Gepräge der guten Lebensart und ist höflich, ohne matt zu werden. Zachariä und Dusch haben diesen Weg unter uns betreten und nebst der Anlage gröstentheils auch die popische Maschinerie beybehalten. Der eine hat sein gebührendes Lob schon von andern erhalten; der zweete ist vielleicht zu strenge beurtheilt worden: und beyde haben durch mehrere Werke des Witzes sich so viele Verdienste um unsere Litteratur erworben, daß ihr Ruhm nicht eben auf einigen gelungenen oder mislungenen Scherzen beruhet.

Der **dramatische Satyr** unterscheidet sich noch auf verschiedene Weise von den bisher beschriebenen Geschlechtern. Aus den Händen des Cratinus und Eupolis empfieng ihn Aristophanes, zog ihn gros und gab ihm

einige Sitten, ob er gleich noch immer Spuren seiner Ausgelassenheit zeigte. Mit Gunst der Herren Cicero, Plutarch, Rapin, Brûmoy und anderer, möchte ich doch wohl den Aristophanes wider die meisten Vorwürfe vertheidigen, die man ihm zu machen pflegt.

Ich finde seine Schreibart den Sachen überaus angemessen, wenn sie gleich Plutarch strotzend und schwankend nennt. Madame Dacier, als Frauenzimmer, mochte behaupten, man könne ihn kaum ohne Beleidigung der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit übersetzen; konnte der heilige Chrysostomus ihn lesen, warum wir nicht? Daß seine Satiren persönlich sind, verdenke ich ihm desto weniger, weil er in diesem Punkte der damaligen Gewohnheit folgte. Sein

Βρεκεκεκεξ, κοαξ, κοαξ

vergebe ich ihm auch; was andere scurrilisch nennen, das dünkt mir das starke komische zu seyn, und so bliebe mir nur allenfalls sein Ausfall auf den Sokrates noch zu rechtfertigen übrig, den ich aber nicht rechtfertigen mag, ob ich gleich in den Wolken noch immer viele Züge finde, für die ich den Verfaßer küßen möchte. Wenn zum Beyspiel im zweeten Auftritte Strepsiades, nachdem er das ganze System von der Flohmusik angehört hat, daraus den naiven Schluß ziehet:

Σαλπιγξ ὁ πρωκτος ἐϛιν ἀρατων ἐμπιδων;

ferner

ferner einen Ausruf von der Glückseeligkeit desjenigen hinzufügte, der dieses Instrument finden würde und endlich alles auf seine eigene Umstände anwendet; so möchte ich den Cato sehen, den diese Stelle nicht zum Lachen bewegen könnte. Aristophanes ist beißend, aber fast immer auf eine lustige Art; lächerliche Gegenstände weiß er von der lächerlichsten Seite vorzustellen und, welches man fast allein mit Grund an ihm tadeln möchte, oft solchen Dingen ein komisches Ansehn zu leihen, die an sich wichtig und ernsthaft sind. Wenn seine Stücke nicht nach den Regeln des Hedelin gebildet sind, so muß man bedenken, daß Aristophanes einige Jahre vor diesem gelebt hat und also genöthigt war, der bloßen Natur zu folgen.

Die Zeugniße der Alten den **Menander** betreffend, wie sie Clericus *) gesammelt hat, gehen mir wenig an; aus seinen Fragmenten zu urtheilen, war er correkter, moralischer, regelmäßiger, als Aristophanes, reicher an Sentenzen, vielleicht aber ärmer an Genie. Wenn Aristophanes seine Bemerkungen aus den Tiefen des menschlichen Herzens heraushebt, so gan=

*) Er hätte zu dem Schwalle von Schriftstellern immer auch den Iustinus Martyr hinzusetzen können, de Monarchia p. m. 81. 42.

gaukelt mir dafür Menander nach Antithesen, die oft seicht oben abgeschöpft, oft ganz falsch sind. Folgende Maxime fällt mir sogleich in die Augen, da ich das Buch aufschlage:

Πρωτος ἐυρων διατροφην πτωχῳ τεχνην,
Πολλȣς ἐποιησεν ἀϑλιȣς. ἁπλȣν γαρ ἦν
Τον μη δυναμενον ζῃν ἀλυπως, ἀποϑανειν.

Es ist also beßer, wir sterben alle, weil wir doch einmahl Menschen sind, die niemals ohne alles Ungemach leben können.

Im ganzen Scaliger habe ich kein geschmackvolleres Urtheil gelesen, als das über den **Plautus** und über den Terenz. Man betrachtet ihre Werke entweder von der Seite der komischen Kunst, oder der Schreibart. Wir die wir das Genie eines Verfaßers in seinen Schriften ausgedrückt lesen wollen, werden allemal den Plautus bewundern, in der Anlage und Ausbildung seiner Fabel, in den Charakteren, selbst im Dialog; Terenz mus bey einer Vergleichung, die aus diesem Gesichtspunkte angestellt wird, nothwendig verlieren. Wenn wir aber Latein lernen wollen, so sind wir genöthigt, den ganzen Sprachschatz aus den alten Schriftstellern zusammen zu betteln, und dann ist der correkte Terenz freylich mehr werth, als Plau-

tus mit seinem Salze, welches oft für uns unschmackhaft ist. Quantum propter animi voluptatem tribuerent Plauto prisci, tantum aetas nostra ob linguae cultum Terentio. Ille igitur illorum secunda fortuna commendatus, hic nostra miseria magnus factus est. Nam equidem Plautum vt Comicum, Terentium vt loquutorem admirabor. Quamquam ne Plauto quidem quicquam est, quod obiicias praeter antiquitatem. Sui namque temporis hominibus fabulas dedit ille. Terentius vero, ne abscederet ab illa, quam affectauit, puritate; discessit ab ea, quam praestare oportuit, comitate: vt rebus verba Plautus, hic res verbis accommodasse videatur.

Fast möchte ich eine ähnliche Parallele ziehen zwischen **Moliere** und seinen Nachfolgern auf dem französischen Theater, zwischen Shakspear und gewißen correktern englischen Dichtern. Mit Boileaus Erlaubnis, selbst Scapin mit seinem Sacke gefällt mir und ich wage es nicht, deswegen einen Poeten zu tadeln, der unter andern Absichten auch die haben mus, populo vt placeret. Was der deutsche Hanswurst auf eine so launische Art zur Vertheidigung seiner Pritsche und seines Steckenpferdes, des Groteskekomischen gesagt hat, zu einer Zeit, da ihn Gottsched aus den **Provinzen** Deutschlands in die Hauptstadt verwiesen und dafür seinen Afterbruder mit Bedienten-

Montur auf das Theater gebracht hatte; damit recht-fertige ich seinen Grosvater Scapin und seinen nahen Anverwandten Falstaff, der sich fürchtete, in der Them-se aufzuschwellen und ein Berg von Menschenfleisch zu werden. Hanswurst ist gerade der Diogenes, der sich närrisch stellt, um die Thorheiten anderer desto lebhaf-ter zu mahlen, wie ein kluger Vater die unanständi-gen Posituren seines Kindes nachmacht, damit es wie im Spiegel sich sehe und beßere. „Wollte Gott, daß Hanswurst seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schau-platze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst, oder welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst, aufführen gesehen!„ — Warum soll nun der arme Harlekin nicht auf der Schaubühne er-scheinen, da er auf dem Theater der Welt eine so her-vorstechende Rolle spielet.

Wenn wird einmahl der deutsche Moliere, oder Goldoni aufstehen? Oder wenn er aufstehen sollte, wie bald wird er durch unsere fehlersuchende, allzude-licate und allzukritische Kritik wieder zu Boden gedrückt werden? Gellert, Schlegel, Leßing, Weiße, Löwen,

Krü-

Krüger stehen nahe am Ende der Laufbahn; aber was sind ihre wenigen Stücke gegen die Heere unserer Nachbaren? Dagegen haben wir aber, dem Himmel sey Dank, andere Schätze, deren keine Nation außer der unsrigen sich rühmen kan, politische Schauspiele und theatralische Schriften von Johann Jacob Bodmer. —

Hier haben Sie, mein Freund, die ganze Sippschaft des kleinen Satyrs, den ich Ihnen übersende; fragen Sie ihn selbst, zu welcher Linie er gehöret. Er ist ein feiner geschmeidiger Junge, nimmt allerley Gestalten an, wie der Amor, deßen Geschichte Sie so unnachahmlich beschrieben haben; macht bald eine ernsthafte Mine, als wenn er predigen wollte und niemand glaubt, daß es sein Ernst sey; bald scherzt er sanft, aber mit einem schalkhaften Lächeln; bald zeigt er ein CarricaturGesicht, wie der Oncle Toby; und bald dringt er sich in die Gemeinde der Thoren, drückt die Augen zu, peitscht mitten unter sie und lacht, wenn einer schreyt, der sich getroffen fühlt. Machen Sie nun aus ihm, was Sie wollen.

Sind Sie froh, daß ich mit meiner Rhapsodie von einem Briefe zu Ende bin? Vermuthlich haben Sie in Lauchstedt angenehme Gesellschaft; denn seit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Ihnen gesehen. Vergeßen Sie mich nicht und leben Sie wohl!

Siebenter Brief

an den Herrn Hofrath

Kästner.

Siebenter Brief an den Herrn Hofrath Kästner.

Wem anders als Ihnen kōnte ich die folgende Erzählung von den Schicksalen unserer Litteratur zueignen und von den Perioden des deutschen Geschmacks? Sie sind von den meisten Veränderungen und Begebenheiten selbst ein Augenzeuge gewesen; und da Sie sich weder auf die Seite der Whigs, noch der Torrys in der poetischen Republik gelenkt haben, so können Sie am besten beurtheilen, ob ich ein aufrichtiger Geschichtschreiber bin, oder nicht bin. Sie sind mir überdies in der Rechtfertigung eines Mannes zuvorgekommen, dessen wahre Verdienste man nicht verkennen

soll:

sollte; Gottscheds, welchen ins Gesicht zu lachen, seit zwanzig Jahren modisch gewesen ist. Wenn ein Klopffechter den andern abprügelt, so laufen insgemein dem Ueberwundenen die Jungen nach und zischen ihn aus. So gieng es dem Manne, der bey allen seinen Fehlern doch noch immer die Ehre hat, den Geschmack der Deutschen verfeinert und in ihnen einen Eifer für die schönen Wissenschaften erweckt zu haben. Doch ich will keinen Anachronismus begehen und lieber meine Geschichtklitterung ganz von oben anfangen.

Die Barden sangen erst in Ehrfurchtvollen Gründen;
Die Götter wohnten da verschloßen in den Rinden,
Die nie das Beil verwundt, das Jagdhorn nie erschreckt;
Das Wild gieng unbesorgt, so weit der Wald gestreckt
Der Erden hohlen Schooß in krause Schatten hüllte
Und ein verruchtes Herz mit Furcht und Schrecken füllte,
Wo heute Saat und Trift am ofnen Himmel steht,
Der Bauer mit dem Pflug, die Heerde weiden geht.
Sie sangen einen Held, der für die rohen Sitten
Und wilde Strengigkeit der Vorderwelt gestritten,

Der Höflichkeit und Pracht mit Abscheu von sich stieß,
Der Kunst und Wißenschaft den Weg zur Knechtschaft hieß,
Sie sangen das Revier, die Inseln voller Wonne,
Wo der verblichne Geist in einer andern Sonne
Sich auf das neue regt, so daß der fahle Tod
Ein Weg zum Leben sey, ein Ausgang aus der Noth,
Mit diesem schmeichelnden, politischem Aberglauben
Den allerletzten Feind des Stachels zu berauben.
Denn wenn auch nach dem Tod ein Leben in uns wohnt,
Wer ist so weibisch feig, der dieses Leben schont?
Wer darf nicht in den Tod mit festen Schritten gehen?
Wer darf dem Scheusal nicht frey unter Augen sehen?
Sie haben Rom zuerst vor Schreken bleich gemacht,
Wenn durch ein feurig Lied die Deutschen aufgebracht
Der Waffen strengen Sturm herunter fallen liessen,

Um

Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergießen.
Der Inhalt ihres Lieds kan nicht erhabner seyn,
Ob auch der Ausdruck groß, das Maas der Sylben rein,
Bleibt ewig unbekannt. Die grauen Stunden haben
Den Dichter und Gesang in dunkle Nacht begraben.

Ich nenne diesen Zeitraum die dunkle Periode der deutschen Poesie. Man dichtete damahls für das Bedürfniß, nicht für das Vergnügen. Unsere Anherrn lebten in der Wildheit, oder zu reden mit dem Bürger von Genf, in dem glückseligen Stande der Natur; nur das hinweggerechnet, daß sie nicht Eicheln, sondern Brod aßen und Bier tranken. Die Geschichte ihrer Vorfahren muste mündlich auf sie fortgepflanzet werden; die Natur selbst gab ihnen den Kunstgriff, sie in Verse zu bringen, die man, so schlecht sie auch seyn mögen, immer eher als Prosa im Gedächtniße behalten kan. Durch die tapfern Thaten ihrer Väter wurden sie zur Nachahmung angefeuert, und durch Gesänge suchte man sie, wider ihre Feinde zu erhitzen, den Patriotismus anzufachen und sie zur Handhabung ihrer Freyheit zu bewegen. Wenn die Thire selbst nicht ohne alle Gesetze leben, wie konnten es unsere Rousseauischen Menschen? Ihr Gesetzbuch war nicht geschrieben; es bestand vermuthlich aus wenigen Sitten-

sprü-

sprüchen, die sie, so gut sie konnten, versificirt hatten und ihren Kindern vorsagten. Ihre Priester die Barden, besorgten ihnen einen Catechismus in lieblichen Reimen von ihrer Art, deßen abergläubischer Inhalt mit ihrer ganzen Denkart nach und nach zusammenschmelzte und getreulich, wie die Mährgen der Ammen, auf ihre Nachkommen vererbt wurde.

Geschichtspoesie, Kriegspoesie, Gesetzpoesie und Poesie der Religion; dies sind also, soviel man vermuthen kan, die vier Gattungen der altdeutschen Dichtkunst. Nun mag Vater Bodmer weiter erzählen:

Die Mönche kamen drauf, der Barden schlimmres Blut,
Und erbten ihren Haß: Sie übten ihre Wuth
Nicht an der Stadt allein und an der Römer Ländern;
Daßelbe Schicksal sollt auch den Geschmack verändern;
Gelehrsamkeit und Witz und Künste untergehn
Und bey der Tiranney der Aberglaube stehn.
Sie schloßen mit dem Leib auch die Vernunft in Banden;
Man glaubte destomehr, jeminder man verstanden.

Nach

Nach ihrer Meinung war die Dummheit Frömmigkeit;
Sie herrschten viele Jahr in tiefer Dunkelheit.

Ueber diese Periode will ich gern hinwegspringen. Unsere Vorfahren, nicht zufrieden, daß unter ihnen keine Muse sang, erdrückten auch noch die Gelehrsamkeit in Italien und würgten die römischen Schwäne. Aber so will es das Schicksal der Litteratur, daß Nacht auf Tag folge, Unwißenheit auf Verstand und Wildheit auf feinere Sitten.

Nach langem sah man sich ein schwaches Licht entzünden:
Die Sprache fing sich an mit Regeln zu verbinden.
Man schloß den neuen Vers in mehre Silben ein;
Die durften aber kurz, lang, oder beydes seyn,
Falls sie nur den Accent recht auf den Abschnitt setzten,
Ob alle Worte sonst die Quantität verletzten.
Sie plagten sich nicht selbst mit selbstgesuchter Pein,
Worinn die Deutschen jetzt so schädlich sinnreich seyn.
Sie lehrten ihren Vers noch nicht auf Füßen gehen,

Und

Und wusten auch kein Wort von Jamben und Trochäen,
So wenig sie Florenz zum Wohlklang nöthig acht.

— — — —

Von Hohenstaufens Haus, das Kron und Apfel führte
Und auch Sicilien mit starker Faust regierte,
Entsprang aus finstrer Nacht der ungewohnte Stral
Und schimmerte von da durch Deutschlands weiten Saal.

Friedrich der Rothbart setzte die Dichtkunst unter die ritterlichen Uebungen und ordnete eine Art von poetischen Turnieren an, in welchen die Sieger ihre Belohnung aus den Händen der vornehmsten Damen empfiengen. Ehrenvoll wird jetzt der Name eines Singers und die angestellten Spiele brachten den Trieb der Nacheiferung unter dem deutschen Adel hervor, der sichs nicht für eine Schande halten konte, nachzudichten, wenn Könige ihm vorsangen. Unter dem aufgeklärten Kayser Friedrich dem zweeten scheint diese Singkunst den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Man nennt noch die Namen eines Hesso von Rinach, Chunzo von Rosenberg, Hartmann von Ouwe, Eschilbach, Kristan von Hamle, Gottfried von Strasburg, Walter von Brisach; und mitten unter ihnen stimmte Winsbecks Frau ihre Laute an,

Mit zärtlichem Affekt, worin der Geist noch glimmet.

Wenn man im Stande ist, die Sprache dieser Dichter zu verstehen, so wird man die Artigkeit ihrer Gedanken, die Feinheit in ihren Empfindungen und die Naivete ihres Ausdrucks bewundern. Wir wollen deswegen nicht eben den Zeitraum, in welchem sie lebten, ein göldenes Alter nennen, ein solches erfordert zugleich eine vollkommen ausgebildete Sprache; wir betrachten ihre Gedichte nur als antike Stücke, die schon wegen ihres Alterthums ehrwürdig sind und aus welchen wir noch immer etwas lernen können, wenn wir wollen. Wer wollte es dem neuern Dichter verbieten, einige veraltete, aber gute Wörter und eine Menge von artigen Wendungen aus den Minnesingern zu entlehnen und unsere jetzige Sprache damit zu bereichern? Wunnichlich, zer Werltewunne, muoten und viele andere vergeßene Wörter scheinen mir gewiße feine Schattirungen des Gefühls treffender auszudrücken, als diejenigen, welche wir an ihre Stelle gesetzt haben. Und was kan naiver und feiner gewendet seyn, als folgende Verse:

Ich will mener Frowen muoten,
Daſs ſi mir genedig ſi.
Der vil reinen, der vil groten
Waer ich gerne nahe bi.
Was hilfet daſs ich kriege dar
Und krenke minen Lib.
Si nimt min alze kleine war,
Du mir iſt fur elly wip.

Mei-

Meinet mich min frowe als ich si meine,
So wird min gout rat.
Min dieneſt dunket ſie ze kleine;
Da ſez ich guoten Willen zer That.

Dieſe Zeit, in welcher die Deutſchen ſchon ſo fein empfanden und nach ihrer Art ſo glücklich dichteten, war vielleicht geſchickt, ihre göldene Periode zu werden; hätte nicht der Dämon des Kriegs zu früh den ſanftern Genius verſcheucht und die wackern Ritter zu andern Beſchäftigungen aufgefordert, als zu den Spielen der Muſen. Kein Walther der Regelweide, kein Freyherr von Wengen, kein Reimers von Zweter, kein Marners, kein Siegehere dichtete mehr; ihre Kinder fochten und überließen das Geſchäfte ihre Thaten zu ſingen einer elenden Gilde von Meiſterſängern, die ſchon Otto der zweete mit Freyheiten begnadiget hatte und welche aus der Poeſie, die vorher eine ritterliche Uebung war, ein ſchnödes Handwerk machten und ein Mittel, zur Ernährung ihres Magens täglich einige Pfennige zu erwerben. Ihr Geſchlecht ſoll ſich noch in Nürnberg erhalten haben, wo ehmals der berühmte Hans Sachſe

mit Dint und Pech beſudelt, Vers' erdacht
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht;

ein Mann, der übrigens, mit Erlaubniß unſerer jetzigen Dichter, viele unter dieſen an Gelehrſamkeit weit übertraf. Daß Deutſchland in ſeiner geſchmackloſen

Epoche Meistersänger gehabt hat, ist nichts wunderbares; aber dies ist seltsam, daß sie Italien, das aufgeklärte Italien bis jetzt noch hat. Nichts anders als Meistersänger sind die venetianischen Raconteurs, die con parole Schiette und mit der ganzen Beredsamkeit ihres Körpers öffentlich unglaubliche Dinge erzählen. Das

Ihr Leute höret an,

Was sich hat zugetragen,

womit die Nürnbergischen Meister ihre Erzählungen anfangen, ist gewis eben soviel werth, als die Captatio benevolentiä der Venetianer:

Signor che ascolti una gran cosa,

Una cosa stupenda.

Einige Verdienste kan man doch unsern deutschen Brodsängern nicht absprechen. Sie bewahrten der Nation wenigstens das Andenken einer einheimischen Poesie, die man vielleicht ohne sie gänzlich vergeßen hätte. Und ihrer Veranlaßung haben wir selbst unsere ältesten Kirchenlieder zu danken, von welchem sogar einige aus der Zunft dieser Leute sich herschreiben. Ich hatte hier einige Anmerkungen über die Beschaffenheit dieser Lieder gemacht, über ihre so nöthige Verbeßerung, über die Bemühungen der Herren **Weiße**, **Zollikofer** und anderer, über die feine Manier, mit welcher man ihnen ihre Arbeit verdankt hat u. s. w. Allein —

— — — — —

Wenn

Wenn Opitz nicht selbst einer unserer grösten Dichter wäre, so würde er schon als der Vater der deutschen Poesie das Andenken aller Jahrhunderte verdienen. Genährt von dem Geiste der Alten und durch ihre Werke entzückt, versuchte er es, ihnen im Deutschen nachzusingen und es gelang ihm. Sein feines Ohr sagte ihm, daß die Zeilen, welche man bis auf ihn Verse nennte, keine Verse, nur gereimte Reihen von Worten waren: es lehrte ihn die Verschiedenheit der Silben in Betracht ihrer Kürze und Länge, und den natürlichen*) Rhythmus, wodurch die Poesie auch im Aeußerlichen Poesie wird, Wohlklang und Haltung bekömmt. Seine eigene Dichtergabe vereinigte sich mit seinem richtigen Geschmacke und beyde setzten ihn in den Stand, zu zeigen,

Daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redensart und Nachdruck nicht gebrache,
Daß sie gelenkig ist, Verstellung leiden kan,
Nicht starr an Hals und Stirn.

Seine eigenen Gedichte müßen noch immer gelesen werden. Sie sind voll Geist und Nachdruck; die Fehler, welche man ihnen vorwirft, sind Fehler der Zeit und der Sprache, und nicht des Dichters.

*) So natürlich, daß so gar Voßius die wichtige Entdeckung von dem Takte seines Barbiers machen konnte, der ihn bald in Anapästen, bald in Dactylen kämmte.

Es ist das Talent des großen Genies, sich von sich selbst und durch sich selbst zu erwecken; es brennt, sobald es Luft findet und entzündet dann andere, die, ohne öde Köpfe zu seyn, doch in eine niedrigere Klaße gehören. Opitz, der keinen deutschen Vorgänger gehabt hatte, fochte durch sein glänzendes Beyspiel verschiedene mittlere Genies an, ihm auf der Laufbahn nachzurennen: sie thaten es mit ungleichem Glücke.

Der ältere **Gryphius** hätte bey einer beßern Känntniß des Theaters ein deutscher Aristophanes werden können; jetzt ist er fast nur ein Thespis, ohngeachtet seines muntern Kopfs, und seiner weitläufigen Gelehrsamkeit. Der jüngere hält keine Vergleichung mit ihm aus und, einige Sinngedichte ausgenommen, sind seine poetischen Wälder unerträglich und ermüdend.

Rist, Flemming, Tscherning und andere waren, wenn es hochkömmt, mittelmäßige Genies und eben deswegen für Ausschweifungen sicher. Einige erträgliche Einfälle, die zuweilen so ziemlich in den Reim paßen, geben ihnen noch keinen Anspruch auf den ehrwürdigen DichterNamen. Man muß ein großes Genie und einen richtigen Geschmack haben, um ein guter Dichter zu werden; gebt einem Menschen jenes allein ohne diesen, so schweift er aus und wird ohngefehr mehr, oder weniger, als **Hofmannswaldau** war.

Dieser war gewiß kein schlechter Kopf; selbst in seinen Heroiden stehen Verse, die ein ehrlicher Mann

wohl

wohl möchte gemacht haben. Seine Prose ist männlich und stark und man darf einige Stellen aus seinem sterbenden Sokrates kühnlich mit dem Phädon des Herrn Moses vergleichen. Sein Fehler war der Fehler der Seneka, der Plinius und der griechischen Sophisten zu den Zeiten des fallenden Roms. Wie diese ihre Vorgänger, so suchte er, Opitzen zu übertreffen; er überspannte seine Phantasie, erhitzt durch einige Italiänische Dichter und übertraf ihn glücklich durch Bombast und Schwulst. Der geistarme **Mühlpfort** lief ihm nach; aber **Lohenstein** hat ihn noch überhohlt.

Bewundrer fehlten nicht; der hochgefärbte Schein
Nahm bald das junge Volk von leichten Sinnen ein;
Den Lohenstein zuerst, der von dem Neid besessen
Den 'Kranz ihm von dem Haupt zu reißen sich vermeßen,
Und in der Eifersucht, zu seiner eignen Schand,
(Verlust war rühmlicher) unglücklich überwand.

Es giebt Philosophen, die sichs zur Ehre rechnen, von allem dem, was man insgemein glaubt, nichts zu glauben. Es giebt Dichter, die dadurch erst ihren Cranz zu verdienen gedenken, daß sie niemals so reden, wie man insgemein spricht. Dies war Lohensteins Fall;

he cou'd not ope
His Mouth, but out there flew a Trope.

— — — — — —

But, when he pleas'd to ſhew't, his Speech
In Loftineſs of Sound was rich;
A babyloniſh Dialect,
Which learned Pedants much affect;
It was a party-colour'd Dreſs
Of patch'd and py-ball'd Languages.

Deutliche Gedanken durch geſuchte Metaphern zu verdunkeln, niemals eigentlich zu reden und einheimiſche Bilder mit indianiſchen Farben und Schmuck aus der neuen Welt unkenntlich zu machen; dies waren die Kunſtgriffe ſeiner Poeſie. Die Gottſchede haben ihn dafür gezüchtiget; es war aber einmahl auch Zeit, ſeinem Genie Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, und es iſt geſchehen. Unterdeßen war er zu ſeiner Zeit ein gefährlicher Mann; ſein Beyſpiel war deſto anſteckender, je glänzender es war, und er verführte das junge Dichtervolk, die edle Einfalt zu verlaßen und mit einer unbändigen Phantaſie nach Galimathias zu gaukeln.

In dieſe Periode gehören einige Geſellſchaften, die die Verbeßerung unſerer Sprache und Poeſie zur Abſicht hatten; die fruchtbringende Geſellſchaft, durch

Caspar von Teutleben gestiftet: Filipps von Zesen teutschgesinnte Genoßenschaft: Harsdörfers gekrönter Blumenorden an der Pegnitz: und Rists Schwanengesellschaft an der Elbe. Die lächerlichen Grillen dieser deutschübenden Gemeinden haben ihre guten Würkungen in Vergeßenheit gebracht; durch sie wurde doch immer die feinere Litteratur ausgebreitet und selbst an den Höfen und in den Palästen fieng man von neuem an, die Musen zu liebkosen und ihre Günstlinge zu ehren.

Weise, der das Genie unter das Joch der Methode zwang, that mehr Schaden, als zwanzig Lohensteine; nicht durch sein Beyspiel: denn es giebt Stunden, wo man einige von seinen Schriften noch wohl zur Noth lesen mag; sondern durch seine Lehren. Die Muse flieht, sobald sie ihre Leyer nach einer Chrie stimmen soll; und wer zu seiner Dichterey eine Weisische Topik und locos communes nöthig hat, der soll ein Gelegenheitssänger werden, ein Dichter wird er nicht. — Nach Weisen haben die **Talander**, die **Menantes**, die **Uhsen** ähnliche poetische und rhetorische Gängelwagen verfertiget, gut und nützlich zu gebrauchen für Kinder, die nicht gehen können; der Mann geht allein.

Es giebt zwischen den Lohensteinischen Klippen und den Weisischen Sümpfen einen Mittelweg, der ge-

gerade nach dem Tempel des Geschmacks führt durch blumigte Wiesen, wo man noch hin und wieder die Fustritte der Virgile und Horaze wahrnehmen kan. Hier wandelten, Hand in Hand jeder mit seiner Muse, Rachel, von Logau, Wernike, Caniz und Günther, sahen über sich die jungen Lohensteine Junonen suchen und Wolken umarmen, und hörten zur Linken in der Tiefe Frösche singen und die Schüler des Rectors zu Zittau liebliche Oden, durch Antecedens und Consequens disponirt, herlallen. Ohne Anführer giengen sie mit starken Schritten auf der Laufbahn fort und strauchelten nur zuweilen, doch ohne zu fallen. Wenn **Rachels** Leyer einige Mistöne hören läßt, so müßen wir bedenken, daß er keinen hinlänglich aufgeklärten Freund hatte, der ihm ein Corrige sodes! hätte zurufen können. Was kan **Logau** dafür, daß kein Ramler und Leßing seine Gedichte feilte, ehe sie gedruckt wurden? **Werniken** sagte sein eigener Geschmack, ohne Batteux und Home, daß Postel ein Stümper sey; und sein Genie dictirte ihm außer den Epigrammen, die ihn zu unsern Martial machen, das vortrefliche Heldengedicht auf den hochmetaphorisch einherbrausenden Stelpo, **Caniz** und **Günther** — beyde würden mehr gewesen seyn, als sie waren, der erste mit Günthers Genie und der letzte mit Canizens Weltkänntniß und poetischen Sitten. **Günther** war zu sehr Student, um nicht zuweilen einen Strich mit Biere *) zu machen;

*) in seiner Ode auf den Prinz Eugen.

chen; und **Canizens** sanfter Busen entbrannte nur selten zu dem Enthusiasmus, der das Eigenthum eines Dichters der ersten Größe ist. Dafür ist er correkter, als jener und seine Gedichte, verglichen mit den Güntherischen, locken uns den Wunsch ab, daß er mehr, und Günther weniger möchte geschrieben haben. Sie beyde, nebst Opitzen und einem Paar anderen dürften wohl bey der Nachwelt eine Periode unserer Dichtkunst von beynahe hundert Jahren charakterisiren. Denn die Morhofe, die Menke, Neumeister, Neukirche, Amthore, Pietsche, Richeye, und ohne Zweifel auch die Brockse, Beßer und Könige wird man nächstens vergeßen.

Morhof war eher zum Polyhistor als zum Dichter geschaffen. **Philander von der Linde** konnte nur im Jahre 1723. einiges Aufsehen machen. **Neumeister** wird noch gesungen, nicht aber gelesen. **Neukirchs** Lobredner sind gestorben, oder vergeßen. Von **Amthoren** spricht niemand mehr. Unter allen Versen, die **Pietsch** gemacht hat, sind etwa funfzig, die ein deutscher Stobäus aufbehalten möchte. **Richey** und **Weichmann** sollen noch in Hamburg einige Verehrer haben. **Brokes** verdiente wegen seiner Andacht und seines edlen Herzens auf die Nachwelt zu kommen; aber diese Eigenschaften verewigen einen Dichter so wenig, als die ekeln immer mit einförmigen Betrachtungen bekrönnten Schilderungen von Dingen, die

man

man täglich selbst sehen kan. Beßer hat manchmal gute Einfälle; aber

Adparent rari nantes in gurgite vasto.

Und Königs Heldengedicht auf eine Comödie von Heldenthaten ist für die Nachwelt zu wenig intereßant und zu schwach.

Die Namen dieser Männer sollen unsere Enkel doch noch nennen, wenn sie auch ihre Werke nicht lesen; sie sollen sie als Lichter in der Finsterniß und als Vorboten betrachten, durch welche die große Revolution des deutschen Geschmacks im achtzehenten Jahrhunderte angekündiget wurde.

Wenn unsere Litteratur in diesen Zeiten so empor gestiegen ist, daß wir nicht hoch über uns sehen dürfen, um unsere Nachbarn, um selbst die Alten zu erblicken; so darf ich behaupten, daß die Schweizer, Gottsched und die Berliner an dieser glücklichen Umbildung des Geschmacks gleichen Antheil haben. Die Schweizer legten den Grund; Gottsched breitete den Geschmack aus und erweckte das Genie in seinen Schülern, wenn er gleich selbst keines hatte, wie ein Wezstein,

Reddere quae valet acutum ferrum exsors ipsa secandi.

Die Berliner traten zwischen beyde Parteyen, verbeßer-

ten die eine durch die andere, polirten und verfeinerten den Geschmack.

Schon im Jahr 1721. schrieb Bodmer seine Discurse der Mahler zur Nachahmung des englischen Zuschauers; ein Buch, welches ich allemahl lieber lesen will, als seine Syndfluth und seine politischen Schauspiele. Dieses Wochenblat enthält, außer moralischen Betrachtungen, zugleich verschiedene kritische Aufsätze von einer Gattung, die man bisher in Deutschland noch nicht gekannt hatte. Bodmer war damahls drey und zwanzig Jahr alt, und seine Kritik war also die jüngste, so wie er der jüngste Kunstrichter war. Bey einem mittelmäßigen Feuer besaß er doch Patriotismus genug, um den Geschmack der Deutschen umschaffen zu wollen; und wenn dieses nicht anders als durch eine gewiße Gährung in der litterarischen Republik bewürkt werden kan, so müßen wir es Bodmern allerdings verdanken, daß er dazu das erste Ferment hergegeben hat. Er ist der erste Kunstrichter Deutschlands im eigentlichen Verstande; wer Gottscheden dafür hält, der irrt sich.

Als Bodmer sich schon auch außer der Eidgenoßenschaft einen Namen gemacht hatte, fieng Gottsched in Leipzig zuerst mit UebungsStücken an. Man kan einen hohen Sinn haben, ohne ein groser Geist

zu seyn; den ersten hatte Gottsched ohne Widerrede. Wolfs Beyspiel, der durch die Umgießung der Philosophie berühmt wurde, lockte den Magister in Leipzig, etwas ähnliches in einem andern Fache zu versuchen und das für die schönen Wißenschaften zu werden, was Wolf für die speculativischen schon war. Bodmers Kritiken zeigten ihm den Weg, den er betreten muste.

Einige Husarenkriege zwischen Gottsched, Hallbauern und Fabricius hat man in unsern Tagen gänzlich vergeßen. Sie hatten das Ende der römischen Triumvirate, bey welchen nicht allemahl der größere Held am Ende die Oberhand erhielt. Hallbauer gieng zu früh in das theologische Feld über; doch ist die Redekunst, die er vorher schrieb, nach seinen Zeiten gut und auch in den unsrigen nicht ganz zu verachten. Fabricius und Gottsched wechselten Pasquille, in welchen sogar die Wäschermädgen nicht verschwiegen wurden. Der erste räumte das Feld, gieng von Leipzig nach Jena und überließ seinem Feinde den Wahlplatz.

Dieser erwarb sich sehr bald ein dictatormäßiges Ansehen, zu welchem seine reine deutsche Schreibart, die an sich nicht zu verachten ist, vielleicht das wenigste beytrug. Er war fein genug, die Schweizer zu liebkosen, die seinen Bemühungen zur Wiederherstellung des guten Geschmacks von fern her zujauchzten.

Man

Man lobte sich wechselsweise und jede Partey trug das ihrige zum Ruhme der andern bey. Dazu stiftete er eine Gesellschaft zur Verbeßerung der deutschen Sprache, und versammelte dadurch um sich herum eine Menge von gelehrten Leuten und guten Köpfen. Er selbst schrieb eine Poesie und Redekunst und veranstaltete die kritischen Beyträge, in welchen man über vielen mittelmäßigen Aufsätzen die guten nicht vergeßen sollte.

Zu dieser Zeit stunden zween Dichter auf, erweckt durch ihr eigen Genie, und lehrten die Deutschen, was die deutsche Muse vermag. Es gereicht Gottscheden zur Ehre, daß er wenigstens im Anfange **Hallers** unsterbliche Gedichte rühmte; zur Schande, daß er sich unterstand, **Hagedornen** mit Stoppen, beynahe zum Vortheil des letztern, zu vergleichen.

Bodmer und Breitinger waren unterdeßen auch nicht müßig gewesen. Im Jahre 1727. erschien ihre Anklage des verderbten Geschmacks und diese kleine Schrift, in welcher der Hamburgische Patriot und die vernünftigen Tadlerinnen ziemlich derb beurtheilt werden, legte ohne Zweifel den Grund zu dem großen Kriege zwischen ihnen und dem Kunstrichter in Leipzig, obgleich die Fehde erst nach verschiedenen Jahren ausbrach. Im Jahre 1728. machten die Schweizer eine Abhandlung von dem Gebrauche der Einbildungskraft

zur

zur Verbeßerung des Geschmacks bekannt; auf diese folgten 1732. die Charaktere der deutschen Gedichte und 1736. der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks. Nach solchen Vorläufern erschienen ihre größere Werke; die kritische Dichtkunst, und die Abhandlungen von dem Wunderbaren, von den poetischen Gemählden und von der Natur der Gleichniße *). Man kan ihnen das Lob nicht absprechen, das gethan zu haben, was **Muratori** applicare con accuratezza gl'insegnamenti universali a i lavori particolari, e andare minuta mente osservando il tutto e le parti per iscopriroi le proporzioni la novità e l'altre virtu della materia et del artifizio nennet. Aber eben diese Schriften zündeten auch das Feuer an, welches für unparteyische Zuschauer ein wahres Lustfeyer und der Gründung unseres Geschmacks in allen Rücksichten vortheilhaft war.

Bodmer und Gottsched bestrebten sich beyde, ein kritisches Monopolium zu erhalten und da ihre Stimmen nicht selten getheilt waren, so konnten sie unmöglich friedfertige Mitregenten bleiben. Zuerst folgte auf die vorige Freundschaft ein gewißer Kaltsinn; man nennte einander nicht mehr, und der eine that, als wenn er den andern nie gekannt hätte. Auf den Kaltsinn kamen Sticheleyen, halbverdeckte Anzapfungen und auf diese der völlige Krieg.

Bod-

*) S. die Hallischen Bemühungen, drittes Stück S. 217.

Bodmer hatte den Milton übersetzt und prieß ihn, ohne Gottscheden sehr um Erlaubniß zu fragen, öffentlich an. Dieser mochte es nicht vertragen, daß die Deutschen an einem Dichter Geschmack finden sollten, der gerade sein Antipode war. Sein Geschäft war also, das verlohrne Paradieß zu verschreyen und Miltonen zu der Klaße der Lohensteine zu erniedrigen. Halb gelung es ihm und er kritisirte würklich vielen ehrlichen Leute den Milton aus den Händen, biß endlich Bodmer zur Vertheidigung seines LieblingsAutors die Abhandlung vom Wunderbaren schrieb, in welcher er zwar vornehmlich nur Voltairen und Magny zu widerlegen vorgab, aber in der That Gottscheden meinte. Nun erhob dieser seine Stimme laut, that in den kritischen Beyträgen einen Ausfall auf die Bodmerische Schrift und Breitingers Dichtkunst muste bey dieser Gelegenheit auch mit an den Tanz.

Gottscheds damaliger Freund, der verdienstvolle Arzt **Triller** gab Gelegenheit zu einer neuen Schlacht. Seine Fabeln wurden von dem Verfaßer der zürchischen Dichtkunst nicht schön gefunden; er setzte eine heftige VertheidigungsSchrift auf, die Herr Ernesti unterdrücken half, von welcher aber eine Abschrift in die Hände der Schweizer kam, die der wohlgelahrte Herr Erlenbach mit erbaulichen Noten herausgab. Zugleich wagte sein BusemsFreund Effinger einen Ausritt auf Gottscheden und ließ der kritischen Dichtkunst dieses

Mannes nicht viele Ehre. Die Schweizer machten also den Anfang, mit Satiren zu streiten; Gottsched, der bisher immer ernsthaft gesprochen hatte, wurde durch ihre hönischen Angriffe berechtiget, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und er fand bald eine Gelegenheit, die ihm sehr willkommen war.

Gottsched war groß in seinen Schülern. Er erweckte in diesen einen dichterischen Geist, den er selbst nicht hatte; er führte sie auf die Lectüre der Alten, die er selbst nicht lesen konnte, und seinem Eifer haben wir es zu danken, daß viele junge Genies anfingen, sich zu fühlen und die Laufbahn anzutreten, zu welcher sie bestimmt waren. Einige unter diesen vereinigten sich mit Herrn Schwabe, Belustigungen, des Verstandes und Witzes zu schreiben, in welchen man den Ausländern zeigen wollte, was der deutsche Witz vermöchte. Wenn diese Monatsschrift viele platte Aufsätze enthält, so weiß man ja, daß es die Uebungsstücke junger Dichter waren; aber zur Schadloßhaltung findet man darinnen noch immer verschiedene Abhandlungen und Gedichte, die eine beßere Stelle verdienten und welche zu lesen man begierig seyn muß, sobald man ihre Verfaßer kennt, einen Gellert, Schlegel, Zernitz und Sie, mein Theurester Herr — denn jetzt, nachdem die antigottschedische Wuth unserer Kunstrichter mit dem Tode des Mannes erloschen ist, kan man es sagen

daß

daß es eben keine Schande für einen ehrlichen Mann ist, an den Belustigungen gearbeitet zu haben. — Diese Schrift war zugleich von Gottscheden, der freye Hände darinn hatte, zum Kampfplatze wider die Schweizer bestimmt. Er selbst machte den sogenannten Dichter-krieg, ein prosaisches Gedicht, in welchem einige gute Einfälle sind; aber infelix operis summa. Sein Zögling **Pitschel** schrieb Anmerkungen über das Ergänzungs-Stück der Trillerischen Vorrede, die schlecht sind und von welchen man glauben sollte, daß sie würklich, wie der Verfaßer vorgiebt, in einer Krankheit entstanden wären. Er schrieb sie, und starb.

Nun hatten die Zürcher Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Sie brüteten die Satiren haufenweise aus und setzten den Leipziger Belustigungen ihre Sammlung kritischer und geistvoller Schriften entgegen, in welcher sie, wie in ihren Satiren, alles angreiffen, was nicht mit ihnen war, Tros Rutulusue fuat.

Der Sieg zwischen beyden Parteyen wäre noch immer zweifelhaft geblieben, wenn sich nicht verschiedene zufällige Umstände zu Gottscheds Falle vereiniget hätten. **Rost** und **Liscow**, ein Paar vortrefliche Köpfe, stunden unvermuthet wider ihn auf, der eine griff ihn mit einer lachenden Mine an und der andere so ernsthaft, als er noch niemahls gesprochen hatte. Das

Vorspiel machte Gottscheden in Leipzig lächerlich; und die Vorrede zum deutschen Longin erinnerte ihn, daß er ein Mensch wäre, wie alle Menschen und Dingen sich unterzogen hätte, für die seine Schultern zu schwach wären. Deutschland wurde durch seinen Swift aufmerksam gemacht, und war schon ziemlich geneigt, Gottscheden für einen Oldmixon zu erklären.

Das schlimmste für ihn war, daß bald darauf ihn selbst der größte Theil seiner Bundesgenoßen verließ. Die guten Köpfe aus seiner Schule sahen die schwache Seite ihres Meisters; sie sagten ihm ab, vereinigten sich unter sich selbst und ihnen haben wir die Bremischen Beyträge zu danken; eine Sammlung von reiferen Aufsätzen, durch welche unser Geschmack seine beste Hülfe bekam.

Jetzt sahe sich Gottsched von allen Seiten verlaßen und von allen Seiten angegriffen; sein Vorurtheil für sich selbst erlaubte ihm nicht, nachzugeben und diese Unbiegsamkeit vollendete den Fall seines Ruhms. Mit Unrecht war er vorher gelobt worden; mit Unrecht wurde er nun gescholten; der Name eines Gottschedianers ward ein Schimpfwort und es gehörte zum ModeTone einen Mann zu verspotten, der doch immer die Deutschen so weit gebracht hatte, daß sie ihn mit Geschmack verspotten konnten. Er unterdeßen war in sei-

ner Einbildung glücklich und stark genug, das zu verachten, was er nicht hindern konnte. Er fuhr fort für unsere Litteratur mit wahrem Patriotismus zu arbeiten; seine deutsche Sprachkunst beweißt es; mit allen ihren Fehlern die beste, die wir noch haben.

Weder Gottscheden noch den Schweizern haben wir einige vortrefliche Dichter zu danken, die schon in dieser Periode sich berühmt machten. Lange sang einige völlig horazische Lieder und hauchte seiner Gattin mit der Liebe zu ihm die Liebe zur Dichtkunst ein. Gleim ward unser Anakreon, oder, wenn dies Herr Herder nicht leiden will, für uns das, was Anakreon für die Griechen war. Und Utz, von dem wir vor kurzen ungern erfahren musten, daß er seine Leyer verabschiedet hat, war schon damahls ein Lieblingsdichter seiner Nation.

Dies war die Verfaßung unserer Litteratur, als ein unerwartetes Phänomenon aller Augen auf sich zog und eine neue Epoche machte. Klopstock erschien mit den ersten Gesängen seiner Meßiade und verursachte ein

bellum omnium aduersus omnes, ein Gewühl, wo alle durch einander und wider einander liefen, um sich auf die eine, oder auf die andere Seite zu stellen. Die Schweizer betrachteten den neuen Dichter, als ihr Geschöpf; und er war es nicht. Gottscheds Parteygänger feindeten ihn an; und er antwortete nicht. Andere schrieben lange Apologien für ihn; und er laß sie nicht; er dichtete fort. Klopstok hatte die Ehre, wenn es anders eine Ehre ist, selbst Bodmern zum Nachahmer zu haben, der die Welt mit seinen Syndfluthen überschwemmte. Die mittelmäßigsten Köpfe überhüpften ganz hurtig den Pfad des guten Geschmacks und giengen den Augenblick von einem Abwege nach dem andern, von dem wäßerichten Wesen zu dem ätherischen. Rauhe Hexametrisch seyn sollende Nimrodiaden und ähnliche Lieder durchschnarrten den deutschen Parnaß und die verscheuchten Musen konnten nur noch bey einigen Mitteldichtern, die weder Whigs noch Torrys waren, ihre Zuflucht finden. Da sangen, den Rangstreit bey Seite gesetzt, die Zachariä, die Dusche, die Cramer, die Gemminge, die Huber, die Ramler, die Schlegel, die Kästner (ich mus Sie in einem Briefe an Sie

selbst nennen) die Leßinge, die Kleiste, die Gellerte, die Lichtwehre, die Withofe ihre Lieder, die der Jüngling jetzt auswendig lernt, um sie als Mann seinen Söhnen und Töchtern vorzusagen.

Ein Genie erwachte zu dieser Zeit, mit welchem wir allen Ausländern Trotz bieten können; ein Jüngling, der im siebzehenten Jahre Gedichte schrieb, die man kaum von einem Manne hätte erwarten sollen, und von welchem wir in unsern Tagen, da er ein Mann ist, Werke bekommen haben, die man dem feurigsten Jünglinge kaum zutrauen sollte; so voll sind sie von Früchten einer blühenden Phantasie und eines unerschöpflichen Witzes. Kaum kan man es glauben, daß die Natur der Dinge, die Sympathien, der Cyrus, die Briefe der Verstorbenen und dann die comischen Erzählungen, Agathon, Don Sylvio, Musarion und Idris Einen Verfaßer haben. Ich schmeichele mir, daß mein Name wenigstens mit dem ersten Buchstaben auf die Nachwelt kommen wird, da mein Freund es für gut befunden hat, ihn seinem Idris vorzusetzen; auf klaßische Werke, wenn ich sie schreiben könnte, würde ich mir weniger einbilden.

Noch bis in das Jahr 1755. nennte man die beyden Parteyen der Schweizer und der Gottschedianer; man fragte auch wohl einen angehenden Dichter, zu welcher Sekte er sich gerechnet wißen wolle, um nach seiner Antwort das Lob, oder den Tadel zu bestimmen, der ihm gebührte. Auf einmahl trat eine neue Partey ins Mittel, schlug auf beyden Seiten um sich herum; verdrängte die bisherigen Rotten und sprach das Recht allein. — Mit Unrecht vielleicht nennt man sie **Baumgartenianer**. Es sey, daß sie Baumgartens Philosophie adoptirt und seine notiones directrices zur Grundlage ihres kritischen Systems gemacht haben! den feinen Geschmack, den ihre Arbeiten verrathen, konnte ihnen Baumgarten nicht geben, er, der bloß Philosoph war und der selbst Geßners Thesaurus aufschlagen muste, um Beyspiele zu seinen Theorien zu finden. — Ich wandere über seine Aesthetik hinweg, weil ich schon in dem ersten dieser Briefe meine aufrichtige Meinung davon gesagt habe. Gewis nicht ihr, sondern den guten Köpfen der baumgartenschen Schüler, und ihrer Belesenheit in den Werken des Geschmacks ist das Verdienst zuzuschreiben, was man den Nicolaischen Briefen, der Bibliothek der schönen Wißenschaften und den Litera-

teraturbriefen nicht absprechen kan. Antikritiker gab es damahls genug; es gieng ihnen auch, wie den jezigen: man zischte sie aus und ihr Geschrey nahm ein trauriges Ende. Die Verfaßer der Litteraturbriefe machten, daß Gottsched mit Bodmern vergeßen wurde; sie allein führten den Scepter und die übrigen Kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten ganz andächtig die Aussprüche nach, welche ihre Befehlshaber dictirten.

In unsern Tagen ist ein neuer Krieg entstanden, der — — — — —

— — ich bin zu friedfertig, um das drucken zu lassen, was ich über diese Materie niedergeschrieben habe. Daß die berlinischen Kunstrichter mit Männern von vielen Verdiensten zuweilen unbillig umgegangen sind, wer will das leugnen? Cramer, Dusch, Wieland und andere sind schon wider sie von andern Kunstrichtern vertheidigt worden; das Publicum und die Nachwelt würde sie ohnehin vertheidigt haben. — Das Gute, was aus allen diesen Kriegen entstehen wird, ist vielleicht das, was man am wenigsten vermuthet — eine

völlige Anarchie. Vielleicht sind auch die Deutschen von Natur allzu phlegmatisch, um ohne Veranlaßung tüchtige Werke zu liefern; kritische Kriege sind also die Instrumente, ihre Genies aufzuwecken, und wenn nun der Endzweck erreicht ist, so wirft man das Instrument hinweg.

Und hiermit Gott befohlen! Urtheilen Sie nun, mein Herr, über diese Skizze von einer Geschichte der Critik und Dichtkunst unter den Deutschen. Ich menge mich unter die Zuschauer und verlange weiter kein Lob, als das Lob der Aufrichtigkeit, welches mir aber von manchem Kunstrichter mit bittern Salzen dürfte gewürzt werden. Ich bin u. s. w.

Achter Brief

an Herrn

Nicolai

in Berlin.

Achter Brief
an Herrn
Nicolai
in Berlin.

Es ist wahr, was Sie mir schreiben: unter allen Arten von gelehrten Arbeiten ist das Recensiren die undankbarste. Der Geist wird dadurch wenig genährt, und am Ende hat man für alle seine Mühe nichts als Undank und Feindschaft zu erwarten. Ich habe es nur einmal im Kleinen versucht, einigen Winkelschriftstellern, die bey aller ihrer Wenigkeit glaubten, sie wären etwas, die Wahrheit zu sagen, und meine Aufrichtigkeit wurde schlecht belohnet. Ohne mich zu rühmen, darf ich doch wünschen, daß alle meine Collegen von Schriffstellern mein Phlegma besäßen. Beleidiget mich jemand, so habe ich die Gabe zu lachen, und

belehrt

belehrt er mich, diejenige, mich zu beßern. Bey dieser Gesinnung bin ich so ziemlich glücklich, so sehr, als ein Autor es seyn kan.

Aber es giebt noch eine Gattung von Recensionen, die immer eine angenehme Arbeit für ihre Verfaßer und belehrend für das Publicum sind, solche die nicht Ein Werk allein betreffen; die aus einem Werke verglichen mit andern allgemeine Aussichten hinbreiten, den ganzen Zustand einer Wißenschaft abschildern, ihre Gränzen bestimmen und die Lücken anzeigen, welche hier, welche da noch zu füllen sind. Wie wäre es, wenn man auf diese Art die ganze Verfaßung unserer Litteratur recensirte und die Polhöhe bestimmte, wohin sie gestiegen ist; sie ganz als ein Originalwerk betrachtete, welches aus den Versuchen unserer besten Köpfe, wie aus einzelnen Capiteln und Paragraphen, zusammengesetzt ist und so die Frage beantwortete: Wie weit sind die Deutschen gekommen? Ich wage es nicht, dieses zu thun; Sie vielleicht, mein Herr, thun es in der neuen Auflage Ihrer Briefe; aber doch ist es einem ehrlichen Biedermanne erlaubt, seine Stimme auch hinzugeben und es freymüthig zu sagen, was er für Blicke in die Welt schickt und wie er seine Zeitgenoßen und ihre Bemühungen aus seinem Winkel heraus betrachtet.

Außer der eigenen Lectüre, sind noch drey Quellen, aus welchen man Urtheile über den Geschmack unserer

ſerer Nation und den Zuſtand ihrer Litteratur ſchöpfen kan: der Meßcatalogus, das Mechaniſche der Buchhandlung und die Journale.

Es war eine Zeit, wo die ſogenannten **Vernünftigen Gedanken**, die **Einleitungen**, die **Entwürfe**, die Commentationes methodo ſcientifica conſcriptae, die Elementa, die Syſtemata und andere philoſophiſchen Schriften den größten Theil des Catalogus anfüllten. Es folgten darauf die Abhandlungen vom Dünger, von der Brache, von Getraide, von der Viehzucht, und neben dieſem her trabten **vermiſchte Gedichte**, **poetiſche Nebenſtunden**, **komiſche Heldengedichte**, **Patriarchaden**, **Satiren**, **Wochenſchriften**, **Männer**, **Frauen**, **Menſchen** und **Thiere**. Dieſe wurden durch eine Menge von Schriftſtellern in der **Einſamkeit** theils abgelößt, theils verdränget; einige **Empfindungen** ſchlichen ihnen nach. Aus der Einſamkeit gieng man in die glänzendſte unter allen Geſellſchaften, in die **Feenwelt**; und da man ſich ganz erſchöpft ſahe; ſo that man das, was man immer gethan hatte; man **überſetzte**. — Sobald ich im Meßcatalogus allzuviele Titel aus Einem und demſelben Fache, in einerley Gattung erblicke, ſo ſchließe ich — gerade das Gegentheil, von dem was man vermuthen ſollte — ich ſchließe, daß dieſes Fach in ſeiner Abnahme iſt; ſo wie eine Courtiſane, die allzuviele Anbeter auf einmahl hat, bald keine mehr haben wird.

Der

Der Buchhändler kan den Geschmack seiner Zeitgenoßen mit vieler Richtigkeit bestimmen; noch genauer den Geschmack des Ortes, an welchem er lebet. Hier verlangt der gröste Theil der Käufer witzige Schriften in Taschenformate; dort Compendia; an einem dritten Orte Abhandlungen über ökonomische Dinge; an einem vierten etwas anders. Zu gewißen Zeiten waren Uhsens, Hübners, Menantes, Picanders Schriften wichtige VerlagsArtickel; jetzt haben sie ihre tödliche Periode erreichet und es ist ihnen eben so gegangen, wie es den Compendien unserer Philosophen noch gehen wird.

Um den Modegeschmack fest zusetzen, darf man endlich nur anmerken, welche Bücher am ersten und liebsten von den **modischen Kunstrichtern** beurtheilt werden und von welchen sie das meiste Gute und das meiste Böse sagen. Wenn, zum Beyspiel, in unsern Tagen ein neuer Dichter aufsteht, so versammlen sich alle Journalisten um ihn herum und predigen sein Lob, nachdem sie glauben, daß er es verdienet habe; oder wenn er mittelmäßig ist, so lauert ihm in jedem Winkel Deutschlandes ein allzeitfertiger Kunstrichter auf den Dienst. Wenn aber ein wackerer Professor eine lateinische Logik, oder Metaphysik schreibt, so schweigt man still, als wüste man es nicht, oder man springt so schnell darüber hinweg, daß ich den ehrlichen Mann bedauern muß, der für seine Mühe so schlecht belohnet wird.

Wenn

Wenn nun ein reisender Chineser, der mit seinen zwey Augen ganz Deutschland übersehen hätte, bey seiner Zurückkunft nach Peking seine Landsleute mit einer Schilderung der deutschen Litteratur, so wie sie jetzt ist, beschenken wollte; wie müste diese ohngefehr ausfallen, um getroffen zu seyn? — Der Chineser mag selbst reden:

„ Die Deutschen haben noch nie die Empfindung so fleißig studirt, und fast nie so wenig empfunden, als jetzt. Sie wißen vollkommen, was die Lust sey und woher sie entstehe; dabey vergeßen sie aber, sie zu genießen. „

„ Sie wißen auf das genaueste, die Regeln der Kunstwerke euch vorzusagen; sie erklären, was Peripetie, Catastrophes, Thesis, Lysis und Analysis sey: sie verstehen alles, was zu einer Epopäe gehöret; aber sie machen keine. „

„ In der That wünschen sie zwar, daß alle die Lücken in ihrer Litteratur noch möchten ergänzt werden; täglich hört man Klagen über obwaltende Mängel und Gebete zum Apollo um neue Dichter; so bald aber endlich einmahl einer erscheint, so wetteifern die Kunstrichter, wer ihn für seine Kühnheit am besten zu züchtigen vermag. Er tritt also, wenn er klug ist, von der Scene ab und kommt nicht wieder. „

„Ueberhaupt sind unter den Deutschen mehr Regeln, als Genies, mehr Critik, als Kunst. In Einer Meße standen vor kurzem vier neue Theoristen auf; kein einziger neuer Dichter. Die Journalisten füttern ihre Landsleute, die sich um sie herum stellen, mit Critiken, die begierig verschlungen werden, weil sie leichter zu verdauen sind, als die Gerichte, welche das Genie zubereitet hat.„

„Nächstdem haben sie eine besondere Gewohnheit, von den Werken der Mahlerey und der Bildhauerkunst zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Ein Paar unter ihnen, sie nennen sie Hagedorn und Winkelmann, hatten sich durch geschmackvolle Bemerkungen über Kunstsachen einen großen Namen gemacht; sogleich lief ihnen jedermann nach, ohne zu wißen, wohin der Weg gehen würde. Man bewies sogar schon aus der Metaphysik und aus den Categorien, wie und was,

quis? quid? vbi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

man mahlen sollte, und alle Schulen ertönten vom Helldunkel, vom Colorit, von Compositionen, Gruppen, Skizzen und Carricaturen.„

„Ein jeder modischer Schriftsteller muß wenigstens 23 bis 24. Künstler Namen auswendig wißen;

aus

aus jedem Buchstaben des deutschen Alphabets einen. Mit einem Angelo, Bibiena, Coypel, Dürer, Elzhaimer, Fresnoy, Gvido, Holbein, Julius, Kranach, Lucas von Leyden, Mengs, Natter, Poussin, Qvaini, Raphael, Solimene, Titian, Vandyck, Will und Zucchero kan ein wackerer Schriftsteller, der von allen diesen Dingen nichts weiß, doch immer sein Glück machen; dieses Recept pflegte einer meiner deutschen Freunde das göldene A. B. C. zu nennen. „

„ Unter den Kunstlehrern demonstriren einige ganz trotzig in die Empfindung ihrer Landesleute hinein, was ihnen gefallen und nicht gefallen müße. Andere machen, ohne zu demonstriren, ihre Empfindung zur einzigen Richtschnur, fremde Empfindungen zu beurtheilen und allgemeine Regeln festzusetzen. Wenige andere suchen ihren Geschmack durch die Lectüre, und durch den Geschmack anderer erst zu verbeßern, ehe sie es unternehmen, Gesetzgeber zu seyn. Die letzten sind insgemein die bescheidensten unter allen. „

„ Die Critik — — — *)

„ Die Poesie der Deutschen scheint in Abnahme zu seyn; ihre guten Genies haben fast alle die Leyer

*) Das Urtheil meines Chinesers über unsere Critik behalte ich hier zurück, weil ich davon im folgenden Briefe Gebrauch machen werde.

verabschiedet, und seit geraumer Zeit ist, einen einzigen ausgenommen, kein neuer Dichter von Beträchtlichkeit erschienen. Vielleicht sind sie aber selbst Schuld daran. Denn die Natur thut nichts durch einen Sprung, und gleichwohl verlangen die Deutschen, daß ein Dichter gleich bey seinem ersten Hervortritte ein Mann sey. Ob sie auch seine UebungsStücke nicht lesen wollen, so könnten sie ihm doch grosgünstig erlauben, daß er sie drucken läßt, wenn sie wüßten, wie sehr ein junges Genie, dadurch daß es sich gedruckt sieht, aufgemuntert wird, sich immer mehr zu vervollkommnen."

"Sie nennen ein Heldengedicht von Klopstocken, einem ihrer grösten Poeten; es ist noch nicht vollendet und für den Chineser völlig unverständlich."

"Vielleicht aber werden die Deutschen ein vollkommenes Heldengedicht nie haben, nie haben können. Weil sie den Begrif der Epopäe aus dem Homer schöpfen, so erfordern sie zu einem solchen Werke allemahl etwas Wunderbares, welches durch die Einwürkung übernatürlicher Kräfte, die sie Maschinen nennen, erhalten wird. Woher nun den Stoff des Gedichts und woher die Maschinen? Nicht aus der neuern Zeit; denn Wunderwerke sind nicht mehr Mode und selbst der Dichter hat nicht das Recht, Dinge einzuführen, die dem gemeinen Glauben so sehr entgegen sind.

Nicht

Nicht aus den alten deutschen Geschichten; denn die Wunder dieser Zeiten und die altbardischen Gottheiten kennt das lesende Publicum zu wenig; und eine jede andere Mythologie wäre an diesem Orte unschicklich. Nicht von den Ausländern; selbst nicht aus dem ReligionsSystem der Griechen; denn mit diesem verbindet ein Mann, der den Lucian und Wieland gelesen hat, so viele lächerliche Ideen, daß die griechischen Götter keine ernsthafte Würkung mehr thun können. Das ganze Ding ist für unsere Zeiten zu unwarscheinlich, als daß es der Dichter in einem großen ernsthaften Werke gebrauchen dürfte. Nicht aus der christlichen Religion; denn diese ist theils nicht sinnlich genug, und theils ist die christliche Mythologie deswegen nicht für den Dichter gemacht, weil dieser Gottheiten bedarf, die schon sattsam charakterisirt sind, wo jede ihre eigenthümlichen Beschaffenheiten und Handlungen hat. Wo ist aber der individuelle charakteristische Unterschied unter den Engeln, den der Dichter schon voraussetzen könnte? Soll ihn der Poet erst selbst erschaffen, so muß er allemahl von den Homeren übertroffen werden, deren Mythologie schon ganz fertig vor ihnen lag. Nicht endlich aus der Allegorie; denn die Personen in der Epopäe müßen handeln, und allegorische Wesen als handelnd vorgestellt, mit würklichen Wesen gemischt, sind in einem ernsthaften Werke unerträglich."

"Außerdem ließt man zuweilen noch Nachrichten von andern Epopäen der Deutschen, von einem Her-

mann, Nimrod, Lucifer, einer Sündfluth; allein diese Gedichte selbst werden nicht mehr gelesen. „

„ Sie klagen auch über den Mangel an einem guten Theater und an den Werken, die für daßelbe verfertiget werden. Vielleicht fehlt es ihnen an einheimischen Charakteren, weil die deutschen Laster und die deutschen Tugenden einander auf der Oberfläche allzu ähnlich sehen. Vielleicht studiren ihre Poeten mehr die Ausländer, als ihre eigene Nation und bilden sich also Schilderungen, wozu man die Originale jenseit des Meers suchen muß. Da sie überdies wenige reelle Belohnung zu hoffen haben, so können sie durch nichts aufgemuntert werden, als durch den Beyfall der Zuschauer; und der Geschmack des Pöbels auf dem Parterre und des Pöbels in den Logen ist an den meisten Orten so schlecht, daß der Beyfall der Menge für den guten Dichter eine wahre Demüthigung ist. In mancher Stadt keimt auch vielleicht ein großes dramatisches Genie; allein es kan sich nicht fühlen, weil zum Unglück in dieser Stadt kein Theater ist, oder wenigstens sich nicht ausbilden. Für die Tragödie fehlt manchem Dichter die Größe des Geistes, durch welche hohe Gesinnungen erzeugt werden könnten, die bey aller Erhabenheit nicht in das Abentheuerliche fallen; und dem Publico oft die Receptivität, das Große, das Erhabene und Pathetische zu empfinden. Mit diesen Umständen vereiniget sich das Vorurtheil für die Ausländer, welches unter den Zuschauern und unter

den

den Schauspielern herrschet. Die Deutschen haben zween große dramatische Dichter Weißen und Leßingen; aber statt ihrer vortreflichen Stücke spielt man zu Leipzig den Goldoni; ein vornehmer Mann versicherte mir, und schlug dabey auf die Dose, das Corneillens schlechtestes Stück beßer wäre, als der Romeo und Julie, und wohl eher habe ich süße Herren und Damen gesehen, die bey Miß Sara Sampson von ganzen Herzen gelacht haben.„

„Zu lehrenden Gedichten scheinen die Deutschen ein vorzügliches Geschick zu haben; und hier finden sie auch das weiteste Feld vor sich und eine Aussicht, die immer weiter wird, je mehr man fortschreitet. Sie haben Haller, Hagedorne, Dusche, Wielande, Utze, Withofe; Poeten, die alle in ihrer Art vortreflich sind.„

„Wenn ihre Odendichter so fortfliegen, wie sie angesangen haben, so werden sie bald sich in den Wolken verliehren. Dädalus Ramler, der ihnen die Fittiche gab, wird es nicht thun; aber wie mancher junge Icarus will ihn überfliegen, schmelzt an der Sonne und stürzt in die See! — Einige aus diesem Poetenvolke glauben von Ramlern den Gebrauch der griechischen Mythologie gelernt zu haben, und nun werden die Götter auf Göttinnen gehäufet, auf daß eine Ode daraus werde, und oft in einem solchen Anputze

zur Schau gestellt, in welchem sie selbst sich nicht wieder erkennen würden. Ein anderer hat gehört, man müße die Alten nachahmen; geschwind mißt er den Tact einer horazischen Ode ab, und hüpft dem Lateiner so steif nach, wie der bürgerliche Edelmann seinem Tanzmeister. Ein dritter sieht, daß Ramler zuweilen den Gedanken am Ende der einen Strophe abbricht, um ihn in der folgenden fortzuführen; flugs ordnet er also seine wenigen Ideen, schiebt immer von jeder die eine Hälfte nach der andern heraus und schiebt solange, biß in jeder Strophe zwey halbe Gedanken stehen, in keiner ein ganzer. Ein vierter will alle andere übertreffen, will neu, will originell denken, hascht also nach dem ungewöhnlichen in der Idee und im Ausdruck und wird allenfalls ein Meteor, welches der Pöbel angafft, wie Wunder und Zeichen; der Verständige gehet vorbey."

"Die ernsthafte deutsche Nation ist gerade diejenige, welche am meisten tändelt. Ihre Dichter singen von Wein, ohne zu trinken, von Liebe, ohne zu lieben; nur Utz, Gleim, Jacobi und Gerstenberg tändeln mit Anstande: denn sie haben den Grazien geopfert."

"Einen Dichter haben die Deutschen, auf welchen sie mit Recht stolz sind. Als Jüngling sang er aus dem Himmel ätherische Lieder herab, in welchen auch

seine strengsten Kunstrichter das große Genie immer erkannt haben; als Mann stieg er zur Erde hernieder und spottete in komischen Gedichten mit attischer Feinheit und ächter sokratischer Laune.„

„Die andern Spötter haben geschwiegen und es scheint, daß unter den Deutschen der Stoff zur Satire durch Rabenern bereits erschöpft ist; ihre Thorheit ist, wie ihre Weisheit, weder groß, noch mannigfaltig genug, um viele Luciane zu ernähren.„

„Nachdem sie das Vorurtheil abgelegt hatten, welches ein Mann mit Namen Gottsched vertheidigte, daß sie mit ihrer Litteratur allen Ausländern Trotz bieten könnten, so sind sie in den entgegengesetzten Fehler verfallen, in ein Mistrauen gegen sich selbst, welches sie erniedriget und macht, daß sie alles Fremde für beßer und vollkommener halten, als das einheimische. Sie vergleichen ihre Dichter mit den Alten, mit den Ausländern, und bekennen die Vortreflichkeit der letztern auf Unkosten ihrer Landsleute. Dadurch wird das Genie zu einer gewißen Furchtsamkeit gewöhnet, welche es von großen und kühnen Unternehmungen zurückhält. Wenn die Jugend einbildischer ist, als das Alter und dieses furchtsamer als jene; so muß der deutsche Genius gewiß schon in seinen abnehmenden Jahren seyn, und bald werden vielleicht die Tage kommen, von welchen es heißt: sie gefallen uns nicht.„

„Wenigstens laßen die heutigen Prosaisten so etwas vermuthen, einige Kunstrichter nicht ausgeschloßen, die durch öftere Klagen über das kraftlose, unkörnigte, unpoetische Wesen der deutschen Sprache andere zu ihrer Verbeßerung auffordern.„

„Oder Verschlimmerung? — Die Deutschen hatten bisher gute prosaische Skribenten gehabt, die auch ihre Gedanken ganz menschlich auszudrücken suchten. Moßheim, Sulzer, Gellert, Rabener, Spalding, Iselin, Zimmermann, Wieland, Cramer, Winkelmann, Moses und einige andere haben doch eine Sprache geredet, deren sie sich nicht zu schämen haben und die man schön findet, wenn sie gleich ganz deutlich ist und nichts übermenschliches an sich hat. Aber hinweg mit diesen Schriftstellern, die so plan, so deutlich schreiben — so wäßericht — beynahe wie Cicero! Wir wollen, sagten einige, eine neue Sprache für uns allein erfinden; Hieroglyphen, deren hohen geheimen Sinn ein Ungeweihter zu faßen nicht vermag; eine Sprache voll von Anspielungen auf den Talmud und Koran, desto vortreflicher, je schwerer sie zu erklären sind, voll von einem schwerfaßlichen Witze, wo von bey jedem Gedanken der Leser zwanzigmal mehr brauchet, um ihn zu verstehen, als der Verfaßer, um ihn zu erfinden; voll von neuen ungewöhnlichen Wendungen, die noch in keines Menschen Ohr kommen sind; und voll endlich von Fremdlingen, denen wir Kraft unsers gedruck-

ten

ten Briefs das Bürgerrecht ertheilen. Sie sprachen es und gleich — „wurden die Balsamdüfte vom äthe„rischen Tische der Alten, mit einigen Vapeurs der „Gallier und dem Brodem der brittischen Laune ver„mischt, zu einer Wolke.„ — Sie hatten ihre Nachahmer; aber Seneca hatte die seinigen auch und Ciceros majestätische Sprache wurde fast über den schimmernden Antithesen der römischen ** und ** vergeßen. Damahls war das göldene Alter der Lateiner vorbey; ihre Litteratur war im Abnehmen und ihrem gänzlichem Falle nahe. — Wo sind nun wohl die Deutschen?„

„Wenn das göldene Alter für ihre Sprache dahin ist, so ist es vielleicht für die übrigen Künste noch zu erwarten, wofern nicht die künftigen **Winkelmanne**, **Mengse** und **Wille** ferner expatriiren, wie die bisherigen gethan haben. Fast sind nun die Augspurgischen und Nürnbergischen Tändelarbeiten, so wie ihre Haupt- und Staats-Actionen, gänzlich verdrängt; die Kunst hat sich über das handwerksmäßige erhoben und wird ihren höchsten Gipfel erreichen, sobald die würklichen Genies an mehrern Orten, wie es an einigen bereits geschiehet, solche Belohnungen, oder Aufmunterungen zu erwarten haben, daß sie nicht genöthiget sind, mit ihrem Pinsel, oder Grabstichel nach Tagewerken zu arbeiten.„

„Die **Philosophie** der Deutschen ist der Hut, welcher immer eine andere Form bekömmt; vor drey-

hundert

hundert Jahren noch völlig scholastisch; dann γνησιως aristotelisch; dann ramistisch; dann zwischen allen ein Mittelding; dann cartesianisch; dann bald thomasisch, buddeisch, rüdigerisch, bald etwas anders; ferner wolfisch und demonstrativisch; wieder ein wenig eklektisch, und endlich so süß, so tändelnd, so säuselnd, wie ein kleiner loser Zephyr, der von Blume zu Blume hüpft und auf keiner lange verweilet. In den Schulen der Deutschen sind noch einige demonstrativische Köpfe; allein da viele unter diesen sehr unwißend und pedantisch sind, so werden sie von der feinern Welt alle mit einander vermenget und zusammen ausgezischt. Einige wenige eigensinnige Männer, die Moses, Flögel, Iseline, Abbte wagen es, in der Mitte zu gehen; aber da sie sich zu keiner Partey halten wollen, so verderben sie es mit allen. Außerdem ist es merkwürdig, daß viele unter den deutschen Philosophen sich eine Ehre und ein Verdienst machen, von allem dem, was man insgemein glaubet, nichts zu glauben. — „

Der Chineser könnte noch vieles erzählen; allein vielleicht ist dieses wenige schon zu beleidigend für unsern Geschmack. Man muß es ihm vergeben; er ist ein Fremdling und kennt unsere Tugenden nicht so gut, als wir selbst.

Der Bogen ist voll und nun kan ich diesen chinesischen Brief auf das feyerlichste beschließen. Ich bin u. s. w.

Neunter Brief

an den Herrn Canonicus

Gleim.

Neunter Brief
an den Herrn Canonicus
Gleim.

So eben streiche ich ein halb Dutzend schlechte Verse wieder aus, die ich so hingereimt hatte, weil ich auch einmahl den Einfall bekam, an einen Poeten poetisch zu schreiben. Lieber, mein theurester Freund, will ich es Ihnen in Prose sagen, wie sehr ich Sie liebe, verehre und hochschätze, wie heilig ich Ihre vortreflichen Briefe bewahre, und wie entzückt ich noch täglich an den Tag zurückdenke, da ich Gleimen zum erstenmahl sah und küßte. Sie wißen es noch, mit welchen Augen ich damals Ihr Gesicht, Ihre ganze Mine verschlang, um nur das liebenswürdigste Bild Anakreons nie wieder zu vergessen. Noch jetzt steht es da, vor mir, mit den blauen

Augen, in denen der Himmel sich aufthut, mit dem GrazienMunde, mit dem sanften Lächeln, das meine ganze Seele dahin zog; umarmen wollte ich es, an meine Brust drücken, seinen Athem in mich ziehen; aber es verschwand.

Schelten Sie mich immer einen Schwärmer; ich bin es nur, wenn ich den Geliebten, den Freund mir gedenke, und dann wage ich es, stolz auf einen Enthusiasmus zu seyn, der wenigstens zunächst unter den poetischen eine Stelle verdient. Aber bald werden Sie mich wieder kaltsinnig, unfühlbar, ernsthaft und milzsüchtig sehen. Denn ich rede mit ihnen in diesem Briefe von dem kaltsinnigsten, unfühlbarsten, ernsthaftesten und milzsüchtigsten Volke unter der Sonnen — von den **Kunstrichtern.**

Einer Ihrer LieblingsSchriftsteller giebt mir den Text zu der folgenden Predigt, welcher also lautet: *) „Einem großen Manne kleine Fehler abzulauren: nur höckerigte Auszüge seiner Gedanken zu geben: ihn wie durch ein Vorurtheil seines Namens zu preisen; freilich das sind leichte und rühmliche Verrichtungen, die aber nichts helfen, und öfters schaden. Was kan es einem Leser helfen, daß er durch solch einen regelmäßigen, oder krüppelhaften Auszug durchwischet? der Geist

*) Ueber Abbts Schriften, S. 18.

Geist des Autors ist weg aus diesem Gerippe! Was kan es helfen, daß ich meinem Autor ein Paar eigene Gedanken anflicke und sie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerst schaden, das Auge eines Lehrlings daran zu gewöhnen, daß es zuerst Fehler sucht; sein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und seine Seele damit zu verstümmeln, daß er tadelt, statt nachzueifern? Muß es nicht schaden, wenn wir, geleitet vom Vorurtheile des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dies sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journälen! Wir laufen durch Auszüge hin: sehen viel, und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer laßen; so wie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden, statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also, gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat: so geben sich unsere Kunstrichter Seelen auch alle Mühe, durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen, und uns nach ihm bilden.„

Ich will nicht enthusiastisch für, oder wider die Kunstrichter urtheilen; sondern unparteyisch, als wenn mich keiner unter ihnen gelobt, keiner getadelt hätte, den Nutzen ihrer Critiken gegen den Schaden abwägen, welche dadurch gestiftet wird.

Es ist die Rede von öffentlichen Critiken, nicht von solchen, die der Freund seinem Freunde macht. Kunstrichter der letztern Gattung sind von je her gewesen und sie sind desto nothwendiger, je leichter ein Vater aus allzugroßer Zärtlichkeit gegen seine Kinder ihre Fehler übersieht. Aber Herolde, die es in die Welt hineinschreyen, si quis pauperiem fecisse dicatur, die öffentlich schelten und öffentlich loben und über lebende Skribenten richten; diese sind eine Art von neuerlich entstandenen Geschöpfen, die die Alten noch nicht gekannt haben.

Das Amt eines solchen Kunstrichters hat zwo Seiten; wir wollen es zu erst von der guten betrachten.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir die wichtigsten Untersuchungen, die besten Aussichten, durch welche in unsern Tagen das Gebiete der Litteratur erweitert worden, unsern Kunstrichtern zu danken haben. Während der Lesung eines Buchs entstehen in unserer Seele eine Menge Gedanken, die wir vorher noch nicht gehabt ha-

haben, die aber fast immer so schnell wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Weiß der Kunstrichter diese zu erhaschen, festzuhalten und seinen Lesern in den Kopf zu spielen; so kan es nicht fehlen, seine Recension muß SamenKörner und Pflanzen enthalten, die das Genie groß ziehen kan, daß sie tausendfältige Früchte tragen. Wie viel denkt ein aufmerksamer Mann bey Klopstoks Meßias! Oder bey Shakspears Tragödien! welche Blicke thut er da in das menschliche Herz! Er zeige seinen Lesern die Dinge, die er gesehen hat und die nicht jedermann sieht! Vielleicht entdecken diese eben das, vielleicht mehr, vielleicht etwas anders; in allen Fällen ist der Fingerzeig, den ihnen der Kunstrichter gegeben hat, ein nützlicher Wegweiser, der sie zu Betrachtungen führt, die nun ihnen eigen sind, nachdem sie ihr Gepräge darauf geschlagen haben.

Deswegen wird auch die Theorie der Kunst ungemein durch eine vernünftige Critik befördert. Fast nur aus einzelnen Anmerkungen ist das unsterbliche Homische Werk zusammengewachsen; nun sammle mir jemand alle gute Beobachtungen unserer deutschen Kunstrichter über einheimische Werke; er ordne, vergleiche, beurtheile und vermehre sie mit seinen eigenen, und dann werden wir deutsche Grundsätze der schönen Wißenschaften bekommen. Die gründlichen Urtheile aus allen guten, oft widrigen, Journalen zusammen gesetzt,

aus den Litteraturbriefen, den drey jetzlebenden Bibliotheken, den Fragmenten und wie sie weiter heißen; — wäre das nicht ein feines Magazin, aus welchem ein denkender Kopf die Materialien zu einem neuem Gebäude herhohlen könnte? Die Herren **Herder** und **Schmid** haben uns Proben einer solchen Arbeit gegeben; dieser mit einer größern Känntniß der Litteratur, und jener mit einem größern philosophischem Geiste.

Wer spricht mir den Journalen das Lob ab, daß dadurch der gute Geschmack hergestellt und erhalten, und die seichten Urtheile über das Gute und Schöne erdrückt werden? Selbst Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hat an verschiedenen Orten, wo sonst ein pöbelhafter Witz von der Canzel an bis an den Nachttisch, herrschte, gute Dienste gethan. Beßere thaten die LitteraturBriefe; und der Bibliothek der schönen Wißenschaften, die selbst in Wien mit Beyfall gelesen wird, hat man, so wir den Bemühungen des Herrn von Sonnenfels, das Aufkommen verschiedener guten Köpfe in den dortigen Gegenden zu verdanken. Ein Journal ist dazu gemacht, in mehrere Hände zu kommen, als andere Schriften; der Jüngling, der oft nicht die Gelegenheit hat, viele Bücher selbst zu lesen, urtheilt dem Kunstrichter nach, formt seinen Geschmack nach dem Geschmacke seines **Anagnosten**, (denn der Journalist ist ein Anagnost, der uns aus jedem Buche das **Beste** und das **schlechteste** vorließt) und **wird** weise, wenn dieser weise war.

zu unterdrücken die schlechten Schriftsteller und hervorzuziehen die guten, die ohne eine solche Beyhülfe vielleicht unbekannt geblieben wären: eine neue Pflicht des Kunstrichters und, wenn er sie erfüllet, ein neues Verdienst! Er ist der Censor, der jedem seinen gebührenden Rang anweißt, den Duns von dem Throne herabjagt, auf welchen er sich eigenmächtig gesetzt hat, und zu dem gemishandelten und unterdrückten Genie sagt: steige herauf! Er beßert den angehenden Autor, zeigt ihm seine Bestimmung und das Fach, für welches er gemacht ist, prägt ihm Behutsamkeit ein, macht ihn demüthig, wenn er zu stolz, und kühn, wenn er zu furchtsam war, feuert ihn zu fernern Arbeiten an und muntert ihn auf, dereinst Werke zu liefern, die ihn überleben können.

Selbst der Geschmack des Lesers wird durch das Urtheil des Kunstrichters noch mehr befestiget. Oft lese ich in der Stille und urtheile in der Stille; meine Sentenz scheint mir zu verwegen, ich wage es nicht, sie öffentlich zu sagen; nicht einmahl, ihr für mich allein völlig zu trauen. Jetzt tritt der Critikus auf, sagt eben das, was ich gedacht habe und bestätigt mich dadurch in meiner Meinung; oder er sagt das Gegentheil und veranlaßt mich, diese genauer zu prüfen, um endlich zu einer Art von Gewisheit zu gelangen. Lange hatte ich heimlich mir selbst zugemurmelt, daß Lohenstein der verächtliche Mann nicht sey, für den

ihn die Gottschedische Schule gehalten hat, daß Wielands Shakspear und Duschens Pope allerdings in Deutschland Nutzen schaffen können, daß Voltärens Henriade und verschiedene französische Trauerspiele nicht das Lob verdienen, womit man sie überschüttet; bis in Ewigkeit würde ich es gemurmelt, nur halb geglaubt, nie laut gesagt haben, wenn ich nicht hörte, daß Abbt, Klotz, Home, Leßing eben so urtheilten, als ich.

Ueberhaupt erleichtern die Journale allemahl die Bekanntschaft mit der Litteratur. In ihnen übersehen wir, wie mit Einem Blicke, den ganzen Zuwachs, welchen sie von Zeit zu Zeit erhält; wir familiarisiren uns mit den Namen der besten Schriftsteller und lernen selbst ihr Genie einigermaßen und wenigstens so kennen, wie das Gesicht eines Menschen aus seinem Porträt, oder wie den Gang eines Frauenzimmers, die man von fern sieht. Wir hören auf, Fremdlinge in unserm Vaterlande zu seyn, wie es unsere Väter waren, die oft den unbekanntesten griechischen Scholiasten beßer kannten, als ihren eigenen Landsmann; wir werden bekannter mit unsern einheimischen Produkten und wißen nunmehr, was die Deutschen geleistet haben, und was sie leisten könnten.

Sogar die Kriege der Kunstrichter unter einander sind eine nützliche Gährung, durch welche mancher Vor-

theil

theil gewürkt wird. Das zuschauende Publicum sieht endlich, auf welcher Seite das Uebergewicht ist und entdeckt ohne Mühe die kritischen Kunstgriffe, mit welchen man es bisher hintergangen hat. Dann springt plötzlich zwischen beyden Streitern ein dritter hervor, verdrängt beyde, und fängt an zu regieren, so lange bis er wieder auf eine ähnliche Weise gestürzt wird. Der zweete wird immer sich hüten, daß er nicht in die Fehler des erstern verfalle; der dritte vermeidet die Versehen des zweeten, und so wird immer der vorhergehende durch den nachfolgenden verbeßert, biß endlich der Geschmack der Nation durch diese fortdaurenden Bemühungen seine Festigkeit erhält.

Freylich durch magere Auszüge wird das Publicum nicht genährt, nicht gebeßert. Wer diese zu verfertigen im Stande ist, der sey ein Registermacher biß an sein Ende; Kunstrichter ist er nicht. Und wer sie lesen kan, dem empfehle ich die Bände der unschuldigen Nachrichten, die deutschen Acta eruditorum und viele der heutigen französischen Journale, wo er bey dem Extrait premier geruhig einschlafen und bey dem Extrait second u. s. w. sich wieder munter lesen kan. Bloß die Gedanken des Verfaßers, ohne eigenes Urtheil, abzuzeichnen, und sie nach Gutbefinden mit einander zu verknüpfen; das heist einen Körper das Fleisch nehmen und die Knochen mit Drat zusammen heften. Das Neue, das Wichtige, das Eigne, das vorzügli-

che Schöne, das Falsche und Häßliche, das Unbestimmte anzuzeigen, auf die Lücken zu deuten, die der Verfaßer gelaßen hat, die Auswüchse abzusondern; dies ist eigentlich das Geschäft eines Journalisten, der mit dem Kopfe und nicht mit der Hand kritisirt.

„Aber wo finden wir den? Und wenn wir ihn ge„funden hätten, wird seine Arbeit auch alle die herr„lichen Früchte hervorbringen, die man von ihr rüh„met? Und wenn sie diese hervorbrächte, wird nicht „der Nutzen weit durch den Schaden überwogen, der „nothwendig aus öffentlichen Critiken über lebende „Schriftsteller entstehen muß?„

Ich will aufrichtig seyn, das Bild des Kunstrichters herumdrehen, ihn von der schlimmen Seite betrachten und nichts von dem Schaden verschweigen, der auch durch gute Critiken gestiftet wird; denn von schlechten ist ohnehin die Rede nicht.

Und wenn der Kunstrichter sich heiser ruft und hypochondrisch schreibt, wird er wohl jemals das Ungeziefer des Helicons vertilgen, die Brut der elenden Skribenten völlig ausrotten, oder ihre Schriften den Lesern aus den Händen recensiren? Herr **Ziegra** schreibt seine Wansbeckische Zeitung schon seit vielen Jahren und verkauft gewis so viel Exemplarien davon, als

Herr

Herr Nicolai von der allgemeinen Bibliothek. Bandel läßt seinen stummgewesenen Advocaten immer fort plaudern. **Westermann** singt ununterbrochen Sonnaten ab; **Wilke** schreibt Einen Beytrag über den andern; und von dem Antikritikus habe ich bereits das sechste Stück — nicht gelesen — sondern gesehen. Was hilft nun alle Critik? Solange es elende Leser giebt, muß es auch elende Schriftsteller geben; und wenn wir kein Mittel wißen, die ersten hinwegzuschaffen, so sind hundert Kunstrichter nicht hinreichend, Einen einzigen bösen Skribenten völlig zu erdrücken.

Dafür erheben sie manchen Autor, der es nicht verdient; junge Genies schlagen sie oft zur Ungebühr nieder und oft machen sie selbst ältere furchtsam und tödten in ihnen den Muth, der zu OriginalWerken erforderlich ist. Ich kenne Knaben, deren erste Werke noch nicht an das Mittelmäßige reichten; sie wurden dennoch in eine sehr hohe Claße der schriftstellerischen Rangordnung gesetzt, weil sie das Glück hatten, mit denen in Verbindung zu stehen, die Lob und Tadel nach Gefallen ertheilen. Stolz auf ein Lob, welches ihnen nicht gebührte, und voll von Zutrauen auf ihre Kräfte, versäumten sie es, ihren folgenden Werken die gehörige Vollkommenheit zu geben und fielen dadurch desto tiefer, je mehr sie vorher waren erhöhet worden. Ich kenne Jünglinge, die auch auf die Spitze des Parnaßus hinauf klimmen wollten; der Kunst-

richter stieß sie zu unbarmherzig hinab in die Tiefe, und sie verzweifelten. Durch die allzustrenge Critik wurden sie zu sehr gedemüthiget; alle Zuversicht, alles Zutrauen zu sich selbst war verschwunden; sie wagten es nicht, wiederzukommen in ein Publicum, wo man sie so schlecht begrüßt hatte: erstickt lagen nun die besten Talente da und verlohren war der Bürger, der künftig dem litterarischen Staate zur Ehre gereicht hätte. Ich kenne Männer, denen man, in einem heftigen, bittern und unhöflichen Tone, die Feile angepriesen hatte: sie nahmen sie und feilten, und feilten mit jedem Fehler zwo Schönheiten aus ihren Gedichten heraus, die nun zwar so correkt wurden, daß sie selbst die strengsten Tadler mit Verbeugungen bewillkommten; aber dahin war der holdselige Reiz, der auch bey minderer Regelmäßigkeit, mehr anziehendes hat, als eine untadelhafte Schönheit ohne Leben, ohne Grazie.

Durch allzuvieles Kritisiren wird überhaupt die Ausübung gehemmt; man unterdrückt das Gefühl der Schönheit, lehrt nur nach Fehlern haschen, und was thut der Lehrling lieber? Kritisiren ist immer leichter als selbst machen; Fehler suchen gemächlicher als verdeckte Schönheiten entziffern: man thut also das, wobey man seine Rechnung am besten findet; halb gelesen, nichts empfunden, alles getadelt, flugs ist der Kunstrichter fertig. Manchen vortreflichen Kopf reißt der Strom mit sich fort und wenn er denn nicht außerordentlich

arbeit-

arbeitsam ist, so wird er durch die kritischen Bemühungen an der Ausfertigung eigener OriginalWerke verhindert, die dann noch leben würden, wenn alle Journale vergeßen sind.

Dies ist der Schaden der Critik auf Seiten der Schriftsteller; größer noch ist er auf Seiten der Leser.

Es giebt Menschen, die keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Geschmack, kein eigenes Urtheil und keine eigene Gelehrsamkeit zu haben scheinen; ihr Kopf, ihr Geschmack, ihr Urtheil und ihre Gelehrsamkeit — alles gehört den Journalisten zu, von welchen sie es empfangen haben. Sie denken, wie diese, sie empfinden, sie richten wie diese; ihre ganze Känntniß ist eine Känntniß der periodischen Schriften und der Urtheile, die in diesen gefällt werden.

„Was halten Sie von Abbts Buch über das Verdienst?„

„Es macht eine neue Epoche in der Philosophie; die Schreibart ist vortreflich, und der gute schlichte Menschenverstand, welcher in dem Buche herrscht, macht es eigentlich zu einer Schrift für den Bürger.„

„Wie gefällt Ihnen Wielands Uebersetzung vom Shakspear?„

„Sie

„ Sie ist steif und geschmacklos und dieser große englische Dichter wird dadurch völlig entstellet.„

„ Wie der deutsche Pope von Dusch?„

„ Er wimmelt von Schnitzern und Pope ist in der wäßerigten Prose nicht mehr zu erkennen. „

„ Vermuthlich besitzen Sie diese Bücher selbst?„

„ Um Vergebung! Ich habe sie nur recensirt gelesen —

Aehnliche Gespräche habe ich mehrmahls gehört, *) und ich glaube, daß unter tausend Lesern eines Journals richtig allemahl neun hundert sind, die auf eine solche Art blindlings dem Kunstrichter nachtappen und ihm nach über Bücher urtheilen, die sie in den meisten Fällen nicht einmahl gesehen haben. Sie geben sich durch ihre Belesenheit in den kritischen Schriften das Ansehen einer weitläuftigen Känntniß und mancher ehrliche Mann, der dann nur über ein Buch urtheilt, wenn

*) Auch ähnliche Critiken gelesen — Ein neuerer Kunstrichter, der noch zu sehr taumelt, um den Namen eines philosophischen Kopfs zu verdienen, wirft einen verächtlichen Seitenblick auf den Don Sylvio von Rosalva, den er nicht gesehen hat, weil er ihn Don Antonio nennet — So strafte die Critik ihren untergeschobenen Sohn durch sein eigenes Gedächtniß.

wenn er es gelesen und geprüft hat, muß still im Winkel sitzen und sich von der großen Weisheit dieser Vielwißer überschreyen laßen. Wird nun nicht eben das Institut, welches zur Ausbreitung der wahren Gelehrsamkeit dienen sollte, ein Mittel ihre Auskunft zu verhindern? Der junge Mensch will sich von dem Kunstrichter gute Bücher empfehlen laßen, und über der Empfehlung vergißt er das Buch selbst.

Und wie nun, wenn ihn sein Wegweiser verführt? So irrt er ihm also nach, schimpft Wielanden, weil ihn der Kunstrichter geschimpft hat, und lobt alle die mittelmäßigen Köpfe, die dieser herausstrich. — Auf diese Art kan ein Journal durch das Ansehen, in welchem es bey dem nachlallendem Theile des Publicum stehet, eben so wohl, als es den guten Geschmack befördern sollte, eine falsche Mode machen; nicht durch die Urtheile allein, auch durch den Ton, in welchem diese abgefaßet werden. Die bunte Schreibart, die man seit einiger Zeit für schön gehalten hat, wurde durch einige aber mäßige Auswüchse des Styls in den Litteratur Briefen veranlaßet; durch einige Fehler, die hernach die Verfaßer selbst misbilligten, die aber andere für Schönheiten verschlangen, verdauten und, mit ihren eigenen Zusätzen vermehrt, wieder von sich gaben. Und so entstand, wie selbst ein Kunstrichter bemerkt hat, ein Ungeheuer von Styl.

A Babylonish Dialect,
Which learned Pedants much affect

So

So ist keine Mode des Geschmacks so abentheuerlich, die nicht einen Obergelehrten zum Urheber und eine Menge Untergelehrte zu gefälligen Dienern hätte!

Kein Lustspiel kan lustiger seyn, als die Verwirrung, welche durch kritische Kriege unter den Haufen der Nachlispler gebracht wird. Der Eine nimmt Partey, ficht für den Altar und für den Heerd, ehe er noch weiß, wovon die Rede ist, und zankt sich mit dem zweeten, der eben so unwißend ist, als der erste. Ein dritter wankt, und da er in der Bestürzung nicht weiß, wohin er sich wenden soll, so läßt er sich durch den ersten Haufen, der ihm aufstößt, mit fortschleppen — „Wohin Herr Sancho?„ — daß weiß Gott und mein Esel!

Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die geheimen Verbindungen unserer Schriftsteller und Kunstrichter unter einander. Fürs erste die guten Köpfe auf der Einen, und die elenden Schriftsteller auf der andern Seite im beständigen Kriege; denn Rotten unter den letztern, und entgegen gesetzte Schulen unter den ersten: ein Krieg aller wider alle: komm Hobbes und richte dein Reich auf! — Ich würde mehr hinzusetzen, wenn ich nicht zu einer gefährlichen Zeit schriebe, wo das litteralische Publicum in Deutschland beynah in einer solchen Gährung ist, als das bürgerliche vor hundert Jahren in Engelland,

When

When civil Dudgeon first grew high,
And Men fell out they knew not why;
When hard Words, Iealousies and Fears,
Set Folks together by the Ears.

Nicht selbst will ich den Schluß aus allen diesen Prämißen ziehen, um den Werth unserer Critik zu bestimmen. Vielleicht ist sie ein entbehrliches Gut; vielleicht ein nothwendiges Uebel: mag sie doch seyn, was sie will! Weil wir einmahl Kunstrichter haben, so träume ich mir ein Ideal vor, von dem besten unter allen möglichen Kunstrichtern, dem billigsten, einsichtsvollsten und würdigsten, der nur zu denken ist; — wenn die Natur nie eine mediceische Venus, oder ein Kind wie Coypels Amor hervorbringen wird, kan man sie anklagen, daß sie uns einen Kunstrichter versagt, der nur ein Geschöpf der Einbildungskraft ist?

Dieser Kunstrichter ist, fast wie Thomasens Politicus, ein Mensch ohne Freunde, ohne Feinde und ohne Verbindungen, unbekannt, ohne Amt, entfernt von der Welt und sitzend in einem Winkel, aus welchem er geruhig umherschauen kan.

Kein System hat ihn gefeßelt; alle fremde Ideen legt er ab, oder prägt sie zu eigener Münze um. Um alles hinwegzuschaffen, was an die Vorurtheile gränzt, vergißt er auf einige Zeit sein Vaterland, die Gesin-

nungen

nungen seiner Nation und alle Meinungen, die ihm der Lehrmeister angeklebet hat.

Er ist selbst kein Schriftsteller; er will es nicht seyn. Unparteyisch ist er, auch gegen sich selbst, nicht steif beharrend auf seinen Urtheilen, nicht eigensinnig im Lesen und Schmecken.

Gebildet hat er seinen Geschmack durch das Studium der Alten, der Ausländer und der besten unter seinen Landsleuten, ohne für eine Partey eingenommen zu seyn. Er stellt alle neben einander, um aus allen zu lernen; aber er parallelisirt sie nicht, um die Alten auf Unkosten der Neuern, oder umgekehrt, zu erheben.

Patriotisch für sein Vaterland kan er immer seyn; er soll es seyn! Er liebt seine Landsleute, straft sie brüderlich, wo sie irren, und winkt ihnen freundschaftlich, wenn sie auf dem rechten Wege sind. Ihre Litteratur kennt er von der starken und von der schwachen Seite; historisch: er weiß, was sie gethan und nicht gethan haben; philosophisch: er weiß, was sie thun könnten.

Er

Er ist ein gedultiger Mann, hat Enthusiasmus zu lesen, Phlegma mit Bedacht zu lesen, Scharfsinn zu prüfen und Phantasie, sich in die Stelle des Verfaßers zu setzen, um seinen ganzen Geist zu erhaschen.

Er ist ein bescheidener Mann, der seine Urtheile problematisch vorträgt, keinem Leser sie aufdringt, und nicht jedem die Pritsche vorhält, wer anders zu urtheilen sich unterwindet.

Er ist ein standhafter und freymüthiger Mann, der die Warheit mit Anstand sagt, und es vorherweiß, daß er durch Wahrheiten beleidigen wird.

Er sagt sie, bald mit der ernsthaften Mine eines Mentors, bald in einer sokratischen Laune dahin, ist froh, daß er sie gesagt hat, und seine Zufriedenheit hängt so sehr von ihm selbst ab, daß er nie mit sich oder mit andern unzufrieden ist, wenn es andere mit ihm sind.

Er vereiniget sich mit Männern, die ihm ähnlich sind, und diese zusammen schreiben ein Journal — welches in Ewigkeit nicht wird geschrieben werden.

Dieser Traum beschließe den Brief an meinen Gleim! Ich wünsche seine Erfüllung, und hoffe sie nicht. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und denken Sie zuweilen an Ihren u. s. w.

Zehnter Brief

an den Herrn Geheimen-Hofrath

von Thümmel.

Zehnter Brief
an den Herrn Geheimen Hofrath von Thümmel.

Entweder Herr Harles, oder Herr Feder hat mein Stillschweigen bey Ihnen entschuldiget. Ich wartete auf den Abdruck dieses gedruckten Briefs, um einen geschriebenen beyzulegen: da sind sie nun beyde mit einander!

Sie, gnädiger Herr, sind ein Hofmann, der zu keiner gelehrten Partey gehöret; ein Zuschauer des Gewühls auf dem Theater, wo Gladiatoren, Kunstrichter und wilde Thiere kämpfen; ein Ehrenmitglied des Publicum, welches Sie ganz übersehen und welches stolz darauf seyn muß, daß Sie sich zuweilen unter den Haufen der Schriffsteller herab begeben, die es bewundert:

Ihnen also sey diese Rhapsodie, die Sie am besten beurtheilen können, diese Betrachtung über unser Publicum gewidmet, von welchem ich fragen darf: Ist es? und Wo?

Vom **Monzambano** an bis auf **Mosern** *) zankt man sich über die politische Verfaßung Deutschlandes, für die man noch immer keinen festen Namen gefunden haben will. Nicht anders ist unser litterarisches Publicum, ein monstrum horrendum, und leider! wenigstens zuweilen, cui lumen ademtum.

Ge-

*) Als ein Bürger meines Vaterlandes gebe ich meine Stimme für diesen vortreflichen Mann wider diejenigen, welche „es nicht untersuchen wollen, „wie weit Vielschreiberey, veränderte Situationen „und halbverstandne ReligionsSätze ihn hätten „bringen können.„ — Ich will es auch nicht untersuchen, wie weit das Urtheil Eines Kunstrichters den andern bringen kan; nur darf ich wünschen, daß man nicht das NationalInteresse und den Enthusiasmus für einen gewißen Monarchen zur Richtschnur mache, das Verdienst eines Schriftstellers zu beurtheilen.

Gesammelte Stimmen machen eigentlich das Publicum aus; Stimmen verschiedener Instrumente, die in Ein Concert zusammenfließen; Urtheile verschiedener Köpfe, die nach Einer Direction hinlaufen. Wir haben also nicht Ein Publicum; sondern (darf ich so reden?) so viele Publica, als es Urtheile mehrerer Areopagiten giebt, die einander widersprechen. Das Eine fällt eine richtige Sentenz, wenn es jedem wiederfahren läßt, was er mit seinen Thaten verdient hat. Das andere urtheilt unrichtig, wenn es den Schuldigen losspricht und den Unschuldigen verdammt.

Wo ist nun dasjenige Publicum, deßen Ausspruch gelten und von welchem man behaupten kan, daß es den Werth der Schriftsteller und ihre Rangordnung bestimme?

Ist es in einer Stadt, in einem Lande? in Berlin, in Leipzig, in Copenhagen, oder in Zürch?

Nichtsweniger! Wir haben keine gemeinschaftliche Hauptstadt; keinen Mittelpunkt, in welchem der Kern unserer guten Köpfe versammelt wäre, auf deßen End-

urtheil die Peripherie lauerte; Deutschland ist ein weites in mehrere Provinzen zertheiltes Reich, die für sich bestehen, ihr eigenes Intereße haben, welches oft dem Interesse des Ganzen zuwider ist: da ist kein ResidenzOrt für die Gesetzgeber des Geschmacks; kein Reichstag aus Deputirten aller Landstände zusammengesetzt; sondern überall Anarchie.

Wenn der Berliner den Enthusiasmus für seinen König selbst in die Werke der Musen einfließen läßt; wenn der Schweizer BürgerLieder singt, denen er den Geist der Freyheit einhaucht; wenn der Däne über den Gräbern der Skalden Beschwörungen murmelt, wie die Frau von Endor, und ein Ding herausbannet, welches aussieht wie Samuel und nicht Samuel ist: dann lesen die Berliner, die Schweizer, die Dänen, und ihre Urtheile durchkreuzen sich. Wer hat nun recht?

Ablöschen wollen wir also die Tinctur, welche der Geschmack eines jeden durch den besondern NationalGeist erhält; und dann in ganz Deutschland herumwandern und die zerstreuten Glieder des Publicum aus allen Landen zusammensuchen.

Ver-

Vermuthlich werden es die **Kunstrichter** seyn, von den berlinischen, hallischen und leipzigern an biß auf den jenaischen freyen Beurtheiler und den hamburgischen Nachrichter? da sey Gott für! Nie können ihre Stimmen die Stimme des Publicum seyn, so lange sie mehr ihrem Eigensinne, als ihrer Empfindung folgen, so lange sie weniger die Dollmetscher einer freyen Nation, als die Herolde ihrer eigenen Verdienste sind. Die Urtheile der guten Kunstrichter, zuweilen selbst der elenden, treffen nicht selten mit den Urtheilen des Publicum zusammen; aber das **Forum** ist noch immer verschieden. Was für arme Schriftsteller wären Quinault, Wieland, Dusch, Cramer, Löwen, Michaelis *) und andere, wenn das Publicum nicht anders urtheilte, als die Kunstrichter, selbst diejenigen, die fein trotzig austhun, als wenn sie Sonderlinge wären und gar nicht zu der übrigen kritischen Nation gehörten? Und du armer Tod Adams, den ein Gleim versificirt, aus welchem der Gallier und der Britte es lernten, daß auch ein Deutscher ein Original seyn könnte, der noch im Jahr 1767 von den Franzosen nachgeahmt

*) Siehe die neue Auflage der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur.

wird, wo ist deine Schönheit, wenn sie auf der Bestimmung der Kunstrichter beruhen soll?

So sind es vielleicht die Autoren selbst, deren gesammelte Stimmen das Publicum ausmachen? Auch diese nicht; wenigstens soll keiner in demjenigen Fache ein Votum haben, wo er selbst Autor ist. Die Eigenliebe ist ein Dame, die uns alle andere Schönheiten verächtlich, oder gleichgültig macht. Wir lieben uns selbst, mit unserer Familie und unsern Kindern, und sehen die Kinder unserer Nachbarn entweder ganz kaltsinnig vor dem Fenster vorübergehen, oder wir bemerken allerhand Unarten an ihnen, die wir an den unsrigen weder sehen, noch sehen wollen. Schweigen sollen wir also von unsern Mitgenoßen; und wenn wir ja reden wollen, so gelten unsere Urtheile — nichts.

Noch bleiben die Leser übrig, und diese müßen das Publicum vorstellen, dafern wir eines haben sollen. Aber ums Himmels willen nicht alle! Nicht der Gelehrte von Profession, der wegen eines gelehrten Endzwecks ließt, der ein Buch durchgehet, um Ein

Wort

Wort zu finden, oder mitten unter Bänden schwitzt, um Collectanea zu sammeln! Nicht der Jüngling, der zum Lesen geht, wie zum Balle, um sich zu zerstreuen, und die lange Weile fortzuschaffen! Nicht die Dame am Nachttisch mit ihren Vapeurs, die sie in Ermangelung eines Cicibeo durch Gleimen will verjagen lassen! Nicht der süße Herr, der aus sechs Büchern sechs Brocken sammelt, die er in allen Gesellschaften hinwirft, um gelehrt zu scheinen, und wieder aufhebt, um einen Vorrath für die Zukunft zu haben. — Es giebt noch in Deutschland von Wien an bis nach Hamburg eine Menge geschmackvoller Männer und Männinnen, die da lesen, ihren Geist zu nähren, die sich den fühlenden Busen voll lesen und dann urtheilen, ohne urtheilen zu wollen. Diese sind unser liebstes Publicum und eigentlich diejenigen, auf deren Beyfall, wenn ich ein Dichter wäre, ich am meisten stolz seyn würde; stolzer als auf das schülerhafte Lob der Journale und auf die Menge der Editionen. Ein Hofmann, der sich dem Getümmel entreißt, um zurückzukehren in die Gesellschaft der Wielande, der Utze, der Gleime; eine Matrone, die ihren Kindern den Gellert vorsagt, biß sie ihn auswendig können; ein geschmackvoller Mann

außer

außer dem gelehrten Stande, der es mir gesteht, daß er bey Romeo und Julie geweint hat: — lauter brave Leute, die keine Kunstrichter sind, auf deren Sentiment ich aber mehr baue, als auf die Decrete der kritischen Parlaments Herrn: „Wir haben gelesen — „Wir urtheilen — wir glauben — wir rathen dem „Verfaßer — und das von Rechtswegen!„

Man spielt mit dem Worte Publicum, wie mit einem Zahlpfennige; und fast möchte ich durch die Bestimmung des verschiedenen Sinnes, welchen man diesem Ausdrucke giebt, einen kleinen Beytrag zu einem deutschen Wörterbuche liefern.

„Das Publicum hat sehr günstig von mir geurtheilt„ das ist verdollmetschet: Einige meiner guten Freunde, die Journale schreiben, haben es der Welt, der sie mein Buch anlobten, auf eine verblümte Art gesagt, daß sie meine Freunde sind.

„Das Publicum hat meine Schrift gut aufgenommen.„ — Das heist: mein Verleger hat sie verkauft, für Geld, oder für Waare; und er glaubt, auch noch die zwoote Auflage verkaufen zu können, die ich jetzt veranstaltet habe.

„Die

„ Dieses Buch ist von dem Publicum längst verlacht worden. „ — weil es nämlich in den Augen einiger Kunstrichter ein Stein des Anstoßens war.

„ Es sind dies nicht die Urtheile einzelner „ Personen, sondern die Urtheile des Publicum „ von ganz Deutschland „ — das ist zu übersetzen: die Kunstrichter, welche hier urtheilen, wohnen nicht alle in Einem Hauße, in Einer Stadt; aber ihre Geister sind immer getreulich bey einander.

„ Ich übergebe hiermit dem Publicum diese Briefe. „ — Nämlich alle Personen, die einen Gulden zuviel haben und ihn für dieses Buch dahin geben wollen, sollen mein Publicum seyn.

In diesem Tone mag ich nicht fortfahren; man hat es mir ohnehin vorgeworfen, daß ich zur Unzeit lustig wäre *); was kan ich dafür, wenn ich muß? Bey gewißen Gegenständen kan man nicht ernsthaft seyn.

Dies weiß ich nun, daß aus den harmonischen Stimmen geschmackvoller Leser die Stimme des Publicums

*) S. die Vorrede zu der Theorie, verglichen mit der D. Bibl. der sch. W.

blicums zusammentönet. Aber wer berechnet mir die Mehrheit der Stimmen? Kan ich mich auf diese verlaßen? Und wie soll ich daraus die gute oder schlechte Beschaffenheit eines Buchs erkennen?

Glücklich wären wir, wenn wir eine Urne hätten, in welche nur geschmackvolle Leser ihre ὀστρακα werfen dürften: zählen könnten wir dann diese, und daraus wenigstens mit einer moralischen Gewisheit den Werth der Schriftsteller bestimmen. — Aber Verwirrung herrscht durch unser Vaterland; es giebt verschiedene Tribunale von zusammenlaufender Gerichtsbarkeit; jeder schenkt seine Stimme, wohin er will — der Kluge votirt unterdeßen in der Stille und sein Votum wird oft überschrieen und gilt — nichts.

Bey allgemeinen Schriftstellern, die für die ganze Nation schreiben, für den Greiß, den Mann und den Jüngling, für die Matrone und die Demoiselle, für den Gelehrten und für den Bürger, ist die Sache leichter zu entscheiden. Leset Gellerts Fabeln dem Baron vor; er wird sagen: sie sind schön. Im Winkel steht sein Diener und denkt: mein Herr hat Recht; ein Urtheil, welches er oft sagt und selten denkt! Gebt sie der gnädigen Frau und dem Cammermädgen, dem Capitain und seinem Fourier, dem Prediger und dem Bauer: sie sind für alle gemacht, und alle werden sie

schön

schön finden, wenn sie nicht ganz von der ungütigen Natur verwahrloßt sind. — Hier habe ich meine Gewährleister, wenn ich sage: dieses Buch ist von dem Publicum gekostet, geschmeckt und gelobt worden; es ist also gut und, wenigstens für unsere Zeiten, Klassisch.

Aber schwerer ist es, das Urtheil des Publicum über eine solche Schrift zu erfahren, die nur für einige Leser gemacht ist; über Sympathien, Meßiaden, Lehrgedichte von der Natur der Dinge, allegorische Oden, theoretische Schriften und Rhapsodien über die Empfindung. Die Stimmen müßen allemahl nothwendig getheilt seyn, wenn der Autor nicht allen allerley ist. Und wer soll da entscheiden?

Nicht die Mehrheit der Stimmen: denn man kan immer voraussetzen, daß die klügere Partey die kleinste ist. — Nicht derjenige Theil, welcher am meisten schreyt, man ist auch schon bey den Zänkereyen des Pöbels geneigt, derjenigen Partey günstig zu seyn, die die gelassenste ist. — Nicht endlich allemahl der gelehrteste Haufen: denn selten ist eine sehr weitläufige Gelehrsamkeit mit dem guten Geschmacke vergesellschaftet.

Ein solcher Autor, der nicht für alle schreibt, hat also sein eigen Publicum für sich, zusammen gesetzt aus

unparteyischen Richtern, die ihn vernünftig beurtheilen können und wollen. Ein empfindungsvoller Busen, der aufschwillt bey den Sympathien; eine klopfende Brust bey der Episode der Cidli; ein feuriges Auge, aus welchem die Phantasie blitzt bey der Natur der Dinge: sehet da beßere Richter ohne Kunst, als alle Kunstrichter. Eine Menge wackerer Leute vom Berge Jura an biß an das baltische Meer sind ein Publicum, welches einen Autor schon für seine Mühe belohnen kan, wenn es will: und Ein Journalist, welcher dagegen schreyt, kann nur aus den Ohren solcher, die alles glauben, was er ihnen versagt, die Stimme dieses Publicum hinwegschreyen.

„ Aber das Publicum urtheilt oft heute so, mor„ gen anders; wie soll man sich nun auf sein Urtheil „ verlaßen? „

Das wird die Zeit lehren! So wie wir immer die neueste Mode für die schönste halten; wie die Demoiselle bey dem Bilde der Grosmama lacht, die noch die Fontange trug: so blendet uns oft in Werken der Kunst das Email, welches zu unsern Zeiten gewöhnlich ist, und da jedermann es schön findet, so fällt es uns nicht einmahl ein, das Gegentheil zu meinen. Da steht nun der arme Alte, wie einer der seiner Schönheit beraubt ist; wir aber gaffen einander an und rufen uns wechselsweise das Euge! belle! zu. — Die Nachwelt sieht

uns

uns von fern; sie ist unbestechbar und entscheidet unsern Werth, bestimmt das Korn und das Schrot unsers Jahrhunderts beßer und aufrichtiger, als die Wardeins unserer Zeiten. Vor ihrem Tribunal also sollen sich dereinst noch unsere Schriftsteller versammeln und ihr Urtheil zum Leben, oder zum Tode erwarten. Ganz elende Schriften können schon wir hinwegsichten; aber von solchen, über deren Vortreflichkeit, oder Mittelmäßigkeit die **Vorwelt** sich zankt, muß die **Nachwelt** das Recht sprechen.

Ich weiß es, daß Leßing, Klopstok, Wieland, Gleim, Rabener gute Scribenten sind; aber wie soll ich es einem andern beweisen, der nicht in meine Brust schauen und in der seinigen nicht fühlen kan? Hier verläßt mich meine Logik und Aesthetik: gehe hin, sage ich, und koste und wenn du nichts schmeckest, was kan ich dafür!

Nicht die Menge der Auflagen und der Käufer, nicht das Lob der Journale, nicht die Größe des Soldes, welchen der Autor empfängt, nicht die Anzahl der Zuhörer, die seine Schrift verlangt haben, nicht sein Titel, selbst nicht sein Ruhm können den Werth seiner Schrift bestimmen.

„Unsere Schriften (sagt ein seynwollender elender Scribent im Namen seiner lieben Brüder) „mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so finden sie doch „allemahl einen Verleger, Käufer und Leser:

ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire,

Un Marchand pour les vendre et des sots pour les lire.

„Man frage nur die Buchhändler, ob nicht die „Postillen, Romane, Briefsteller, poetische Handbücher und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentier Büchlein, der Eulenspiegel und dergleichen „schöne und nützliche Werke den besten Abgang haben? „Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhsens wohl informirter „Redner ist wenigstens neunmahl aufgelegt.„

Wie viele Leser finden sich nicht noch zu unsern Zeiten für gewiße pragmatische Geschichtsschreiber in Qvarto, für die Statistiken der vereinigten Niederlande und selbst für die Gedichte des seeligen Herrn Archidiaconus Zimmermanns! **Klotz** hat seine meisten Schriften an die Buchhändler verschenkt; aber Donatius in Lübeck ist so grosmüthig, mehrere Thaler für die Bogen des Antikritikus zu bezahlen. Wer ist mehr in Journalen getadelt worden, als Wieland, und wer

ist

ist ein beßerer Scribent, als er? Wer hat mehr auf Verlangen seiner Zuhörer geschrieben, als ** und wer schreibt schlechter, wäßerichter, weitschweifiger, und auf eine so unerträgliche Art deutlich, als eben er?

Wer also nicht selbst empfinden kan, dem soll man es auch nicht beweisen, daß ein Autor gut, oder elend ist; man kan es nicht. Wer die musicalische Poesie in Ramlers Ino nicht hört, dem sage ich, mit Liscow, daß seine Ohren nicht werth sind, an einem Menschen Kopfe zu stehen.

Für die Anmerkungen, die ich noch über unser deutsches Publicum insbesondere gemacht hatte, ist eine andere Stelle bestimmt. Denn ich vermuthe, daß Sie kein Freund von langen und von hypochondrischen Briefen sind. Ich bin u. s. w.

---

gedruckt mit Hellers Schriften.

Folgende Druckfehler beliebe der geneigte Leser zu verbeßern, oder nicht zu verbeßern, nachdem er es für gut befindet.

S. 3. — politische — lies — politischen. S. 4. — kritisch — lies — kritisches. In der Note — diesen — lies — diesem. S. 5. — lächerlichen — lies — lächerlichstem. S. 7. — scoptisch — lies — sceptisch — wird ihm eine Regel — lies — ward u. s. w. S. 9. — in welcher — lies — in welchen. S. 11. der nur ein Trauerspiel — lies — der mir u. s. w. S. 13. hervistische — lies — hevristische. S. 16. Vorurtheile — lies — Vortheile — schlißt — lies — schließt. — müßen alle Menschen — lies — müßten. S. 17. Skoptiker — lies — Skeptiker. S. 18. System hier — lies — Systemlein. S. 25. Reading goad — lies — riding coat. S. 30. York — lies — Yorik. S. 43. die Schönheit — lies — da u. s. w. — daß ihm — lies — weil ihm. S. 53. zu begehen — lies — zu begehren. S. 78. wir alle — lies — wie alle. S. 80. gelesen werden — lies — gelesen zu werden. S. 85. Corbillon — lies — Crebillon. S. 106. die uns ohngefehr — lies — die nun u. s. w. S. 110. Tasso — lies — Tassoni. S. 111. gewöhnt werden — lies — gewöhnt worden. S. 115. Fischorts — lies — Fischarts. S. 121. berühmte Lehrer — lies — Lehren. S. 122. erhalten — lies — erhalte. S. 123. Esse — lies — Ense. S. 128. Smollet — lies — Großley. S. 154. nach Stelpo ein Punctum. S. 156. lies:

Acutum
Reddere quae ferrum valet exsors ipsa secandi.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riedel, Friedrich Just.,

Ueber das Publicum Briefe an einige Glieder desselben

Jena 1768

Coburg, Landesbibliothek -- B I 5/59
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915276-6